Natur und Herz

Natur und Herz.

Natur und Herz.

(Lyrische Nachlese.)

Von

Johann Gabriel Seidl.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

1853.

Einzeln aufgelesne H a l m e,
Keine G a r b e, wollt' ich bringen;
Daß die Hand sie fassen könne,
Mußt' ich wohl ein Band drum schlingen.

Wenn ich sie als G a n z e s böte,
Würdet Ihr mit Recht es rügen:
Löst sie freundlich auseinander,
E i n z e l n dürften sie genügen.

Meinem verehrten Freunde

Simon Freiherrn von Sina!

Vor fünfundzwanzig Jahren fand Dein Lehrer,
Selbst Jüngling noch, den jüngern Freund in Dir;
Da kam ein Tag, ein banger, abschiedsschwerer,
Der Heimat Pforte schloß sich hinter mir.

Ein schlichtes Buch, geschmückt mit Deinem Namen,
Hatt' ich vor'm Scheiden Dir an's Herz gelegt;
So schlicht es war, es hat der Freundschaft Samen
Treu bis zum Tag des Wiedersehns gehegt.

Du drückst, wie dort bei flüchtiger Begegnung,
Seit meiner Heimkehr hier mir warm die Hand,
Und läßest mich in Deines Hauses Segnung
Erfüllt nun schau'n, was hoffend ich geahnt.

Der Frauentugend Vorbild Dir zur Seite,
Stehst Du von holden Töchtern zart umblüht,
Der Dank der Armen dient Dir zum Geleite,
Dein schönster Reichthum ist Dein reich Gemüth.

Dir ist Natur kein Blatt mit todten Zeichen,
Dir ist das Herz kein Räthsel ohne Sinn:
Drum laß dieß Buch als neues Pfand Dir reichen,
Daß, wie Du mir, ich Dir der alte bin.

Durch seine Aufschrift spiegelt's Dir sein Wesen:
„Natur — das Ideal, das Herz — Natur"; —
Du wirst wohl mehr noch, als die Welt, drin lesen:
Du kennst den Menschen, sie den Dichter nur.

Wien, am 15. August 1852.

Inhalt.

I.

II.

I.

Natur, du unerschöpflich neue,
Ersatz für längst Verlornes mir,
Wenn ich mich jetzt noch herzlich freue,
So ist's in dir, im Traum von dir!

Darum, o Seel', in's Freie wandre,
Waldgrün und Bergluft thun so wohl:
Und was Erscheinung bloß für andre,
Dem Dichterauge wird's — Symbol!

In's Freie.

Wenn im Lenze frische Kränze
Neubeschwingt die Welt sich schlingt,
Wenn vom Schall der Spiel' und Tänze
Dorf und Wiese froh erklingt;
Wenn die Bächlein schneller gleiten,
Wenn das Fischlein springt im See,
Wenn die Herdenglocken läuten,
Da zerschmilzt das alte Weh!

Wenn die fahlen Blitze strahlen
Durch die Pracht der Sommernacht,
Wenn, der Hände Fleiß zu zahlen,
Frucht und Saat schon voller lacht;
Wenn die Wandrer rüstig wallen,
Schiffe ziehn im raschen Lauf,
Schnitterlied und Sicheln schallen,
Ha — das weckt die Herzen auf!

Wenn die grauen Nebel thauen,
Wenn der Wald sich herbstlich malt,
Wenn auf Hügeln und in Auen
Traub' und Apfel goldig strahlt;
Wenn gedehnt die Hörner dröhnen,
Unterbrochen vom Halloh,
Wenn die Winzerlieder tönen,
Ha — das macht die Seele froh!

Wenn dann wieder sein Gefieder
Leis' um's Land der Winter spannt,
Wenn's die Eisbahn auf und nieder
Sausend, klirrend kommt gerannt;
Wenn Lawinen kühn sich thürmen,
Lustig stäubt der Flocken Schwarm,
Mag es sausen, mag es stürmen, —
Ha — das macht im Innern warm!

Drum von Wunden zu gesunden,
Nur hinaus aus dumpfem Haus!
Alles Leid, so du empfunden,
Heilt Natur dir liebend aus.
Ob die ersten Lerchen schweben,
Oder Schnee bedeckt den Grund,
Rasch in's Freie, da ist Leben,
Da wird Kopf und Herz gesund!

Das Malerzeichen.

Ein herrliches Landschaftbildchen,
Des größten Meisters werth!
Des Himmels Blau von des Abends
Durchsichtigem Golde verklärt.

Im Hintergrunde die Berge,
Von rauschenden Wäldern umlockt,
Wie Wogen des grünlichen Meeres,
Die mitten im Sturme gestockt.

Hier einzelne Tannen wie Säulen
Eines eingefallenen Doms,
Längs dem bräunlichen Strome der Straße
Die bläuliche Straße des Stroms.

Und freundlich gelehnte Hügel
Mit sprossenden Reben besteckt,
Aus deren Gehäg manch Häuschen
Neugierig den Giebel streckt.

Und schillernde Wogen des Kornes
Wie winddurchsäuselte Seen,
Worauf weißblühende Bäume
Wie ruhende Schwäne stehn.

Die wandelnde Herd' auf der Halde,
Der flötende Hirte dazu;
Rings Alles so voller Leben,
Und doch Alles so voller Ruh'.

Und fern am Saume des Waldes
Das bänderumflatterte Kreuz;
Es dürft' im Bilde nicht fehlen,
Es leiht ihm den höheren Reiz.

Das kleine Kreuz in der Ecke
Sagt, steht's nicht so angebracht,
Wie das Malerzeichen des Meisters,
Der das schöne Bild gemacht?

Entpuppung.

Der schöne Schmetterling, die Erde,
Hingaukelnd sonst im Weltenschoos,
Nun hangt er, wie von Gott vergessen,
Als weiße Puppe, farbenlos.

Versponnen ist er rings mit Seide,
Und eingepanzert fest in Eis;
Vernichtet scheint sein kurzes Leben,
Durchlaufen sein beschränkter Kreis.

Da träufelt auf die weiße Puppe
Der Frühling seinen lauen Strahl,
Und wie erwacht aus schwerem Schlummer
Bewegt sie sich mit einem Mal.

Behutsam spähend streckt sie tausend
Fühlfäden in die Luft empor,
Und sprengt die spröde Seidenhülle,
Und windet langsam sich hervor.

„Komm, Schmetterling,“ so ruft die Sonne,
„Umflattre mich, schon ist es Zeit!“
Sie läßt es sich nicht zweimal sagen,
Und rührt und regt sich flugbereit,

Spannt aus die grünen Flügeldecken,
Und lüftet sie im Sonnenschein,
Und blickt mit Millionen Augen
In's junge Leben froh hinein.

O Erde, Schmetterling, entpuppter,
Noch nie vergaß der Frühling dein;
Noch manche Puppe harrt des Lenzes, —
Laß' er sie nicht vergessen sein!

Frühlingskunde.

So sollen denn wirklich die Bäume schon
Mit jungem Laube sich schmücken?
So soll denn wirklich der Lerche Ton
Auf freiem Feld schon entzücken?

So hätte denn wirklich ihr Schlummergewand
Natur schon fallen gelassen?
So kam der Lenz mit erwärmender Hand
Den starren Puls ihr zu fassen? —

Ja, ja, — es muß wohl am Ende so sein,
Sonst würd' es doch Alles nicht sagen!
Auch scheint's durch die trüben Scheiben herein
Schon eher und heller zu tagen.

Auch hör' ich schon längst im Kamine nicht mehr
Der Flamme geschwätziges Knistern;
Auch flattert's, wie Schwalben, dahin und daher,
Auch scheint es, wie Weste, zu flüstern.

Ich aber sitz' in lässiger Ruh',
Trotz all' dem Blühen und Wehen,
Und rief' es nicht Alles so laut mir zu,
So hätt' ich — den Lenz übersehen.

Da stand es besser um meinen Sinn
In früheren, schöneren Jahren! —
Ein armes Herz, das des Lenzes Beginn
Erst muß von außen erfahren!

Genießen und Singen.

Im Lenze da sing' ich vom Lenze nicht,
Da will ich ihn nur genießen,
Und seinem Odem und seinem Licht
Mein tiefstes Herz erschließen.

So halt' ich es mit dem Sommer auch,
Mit Herbst und Winter eben;
Was jeder beut, nach Fug und Brauch,
Durchfühlen will ich's, durchleben.

Und wenn ein Schmerz mir Thränen bringt,
So leb' ich in meinen Schmerzen,
Und wenn die Freude mir Rosen schlingt,
So pflück' ich sie alle, vom Herzen.

Vom Leben und vom Genießen bleibt
Noch Zeit zum Erinnern und Träumen;
Das ist die Zeit, die Lieder treibt,
Ohn' etwas zu versäumen.

Drum sing' ich im Herbste vom Frühlingsglück,
Im Sommer von Wintertagen,
Und träum' im Schmerze die Lust mir zurück,
Und in der Freude die Klagen.

In solchem freundlichen Uebergang
Ist mancher Tag mir verflossen:
Denn also genieß' ich, was ich sang,
Und sing' ich, was ich genossen!

Vorsatz.

So oft der Lenz zurückgekommen
Mit Blütenduft und Sonnenschein,
Hab' ich mir immer vorgenommen,
Recht munter und recht froh zu sein.

„Du wußtest nie den Lenz zu schätzen" —
So warf ich jedesmal mir vor, —
„Doch diesmal will ich's ihm ersetzen,
„Einbringen, was ich je verlor.

„Und alle Berge, die da stehen
„Im grünen, saft'gen Frühlingsgrün,
„Sie sollen mich als Pilger sehen
„Nach ihren goldnen Gipfeln ziehn.

„Und alle Wiesen, die, bedecket
„Von junger Halme Schmelz sich blühn,
„Sie sollen mich dahingestrecket
„Auf ihren sammtnen Teppich sehn.

„Und alle Quellen, die da rauschen,
„Wie Lob des Mais aus Bergesbrust,
„Sie sollen flüsternd mich belauschen
„In meiner stillen Lebenslust.

„Und alle Vögel, unverdrossen,
„Die ihren Wettgesang erneun,
„Sie sollen sich des Liedsgenossen,
„Der's ihnen nachthun will, erfreun!"

Das hab' ich stets mir vorgenommen,
Ergriffen tief und wundersam,
Eh' noch der Lenz zurückgekommen,
Es kaum erwartend, bis er kam.

Und wenn er kam, die Berge glühten,
Die Vögel sangen um und um,
Die Quelle rann, die Wiesen blühten,
So saß ich in der Kammer stumm.

Und Stunden wechselten mit Stunden,
Die Wiesen wurden blumenarm,
Der liebe Lenz war längst entschwunden, —
Ich sah ihm nach mit stillem Harm.

Lenzbauspruch.

Wenn froh des Hauses Bau gediehen,
Und schlank der First sich schon erhebt,
Da sind die halbgetünchten Wände
Von bunter Festlichkeit belebt.

Da steckt der Zimmermann am Dache
Die Festbäum' unter Jubel aus;
Da hat das Bauvolk sein Ergetzen,
Und fromme Wünsche weihn das Haus.

Baumeister Lenz! Glück auf zum Werke!
Bald, mein' ich, wird's vollendet sein;
Verborgen wachsend, schließt es plötzlich
Mit aller Wunderpracht uns ein.

Schon stecken auf dem First der Berge
Die Festbäum' alle bunt umher,
Dein Bauvolk, all' die muntern Sänger,
Bezwingen ihre Lust nicht mehr.

Bald werden sich die Wände schmücken,
Bald wird's in allen Kammern laut;
Wohlauf! laßt uns den Segen sprechen
Für's Haus, das Meister Lenz gebaut:

„Im Namen Gottes, Haus, erfahre
„Kein Ungemach durch Reif und Schnee!
„Bleib' unberührt von Erdennöthen,
„Bleib' unentweiht von Menschenweh!

„Bring' Allen Glück, die dich bewohnen,
„Daß sie sich deiner herzlich freun,
„Und brich erst spät, recht spät zusammen,
„Um — über's Jahr dich zu erneun!"

Der letzte Frühling.

Einst wird ein Frühling auf die Erde kommen,
Wie seit Jahrtausenden kein schönrer war;
Da werden alle Herzen süß beklommen
Zurück sich träumen in das Schöpfungsjahr.
Was blühen heiße, wird die Flur da zeigen,
Wohlthätig wärmen wird der Sonnenschein,
Die Wälder werden gegen Himmel steigen,
Und auf den Fernern wird kein Schnee mehr sein.

Die Weste werden spielen mit dem Rasen,
Wo sonst der Sturm durch kahle Felsen blies,
Den Sand verschlingen werden die Oasen,
Vergessen wird man, was einst Eismeer hieß;
Und flöten werden süße Nachtigallen,
Und klare Ströme rauschen durch das Land;
Und Herdenglocken längs den Ufern schallen,
Und frohe Menschen wandeln Hand in Hand.

Und Friede wird in Herzen und in Mienen,
Und jeder Blick wird sein ein Dankgebet,
Als wär' ein großer Feiertag erschienen,
Den alles Volk der Welt zugleich begeht. —
Und dieser Frühling aber wird auf Erden
Der letzte sein, — drum bot sie Alles auf,
Um einmal noch den Menschen lieb zu werden,
Eh' sie für immer endet ihren Lauf;

Der Witwen einer gleich am Gangesstrande,
Die, eh' sie auf den Scheiterhaufen steigt,
Noch einmal sich, im köstlichsten Gewande
Und ohne Schleier, vor dem Volke zeigt,
Und Blumen ausstreut, Gold und Diamanten,
In fremder Lust betäubend eignes Leid,
Um in dem Herzen Aller, die sie kannten,
Noch fortzuleben bis in späte Zeit.

Gebirgslandschaft.

„Wohin des Weges, Wandrer? Weiter?
„Und immer weiter? — Rückwärts nie?
„Und gäb's zum Himmel Stuf' und Leiter,
„Vorwitz'ger, du erklömmst auch die?

„Wir wollen, was wir hier verschließen,
„Umfahn in ungestörter Ruh'!" —
So grollt es aus den Steinverließen
Uns dumpf wie Geisterwarnung zu.

Und wie aus feuchtem Felsenschlunde
Die Viper zürnend zischt hervor,
So bäumt ein Wildbach tief vom Grunde
Sich zischend gegen uns empor.

Doch eine Brücke klemmt als Spange
Den Leib ihm zwischen Klippen ein;
Da zwänge dich hindurch, du Schlange,
Dein Gift verspritzend am Gestein.

Und wieder steht, als Wink, zu weichen,
Ein Fels uns drüben zugewandt,
Die Stirne mit des Kreuzes Zeichen
Bezeichnet von des Unglücks Hand.

Ein liebend Paar, dem in die Locken
Der Priester kaum die Kränze schlang,
Rollt' hier vorüber, süß erschrocken,
Nicht vor dem Fels, — nur liebebang.

Da liegt ein Räuber vor der Brücke,
Der Tod, der keiner Liebe gut;
Der springt hervor mit wilder Tücke
Und stößt es spottend in die Flut.

Und vor dem Kreuz uns kreuzend wallen
Wir still vorüber an dem Grab,
Sieht doch selbst in die düstren Hallen
Der Himmel gar so hell herab.

Da lehnen an die Bergesrücken
Zwei Wächter rechts und links sich an,
Und sehn herab mit stolzem Nicken,
Bereit, zu sperren unsre Bahn.

Baumstämme bilden ihre Speere,
Ein Thurm den Helm, ihr Kleid der Stein,
Sie setzen sich zum Schein zur Wehre,
Und lassen uns, wie höhnend, ein. —

Einst an des Paradieses Schwelle
Hielt Gottes schönster Engel Wacht;
Das diamantne Thor der Hölle
Bewacht' ein Geist der ew'gen Nacht;

Hier stehn zwei schreckenvolle Riesen
Am Eingang drohend aufgestellt, —
Und drinnen duften heitre Wiesen,
Von goldnem Frühlingsglanz erhellt.

Und drinnen, wie auf grünen Wellen
Die weißen Schwäne segelnd ziehn,
So sitzen Kirchen und Kapellen
Und Dörfer auf der Wiesen Grün.

Großväterlich herunter nicken
In Thäler sonnenreiche Höhn,
Zu denen jene fromm aufblicken,
Im Aug', als Thränen, — klare Seen.

Ein Wunderleib erscheint die Fläche,
Deſſ' Rippen Felſengräten ſind,
Und ſtatt der Adern rollen Bäche,
Und ſtatt des Athems haucht der Wind.

Wohl mag, wo wir uns jetzt erlaben
Am Alpengrün, am Saatgewog,
Ein tiefer See geflutet haben,
Den durſtig einſt die Sonn' entſog;

Und höher, folgend ſtets dem Strahle,
Stieg ihr die Flut, gehoben, nach;
Jetzt hangt ſie ſpiegelnd ob dem Thale
Als blaukryſtallnes Himmelsdach.

Bild der Größe.

Tief beugst du dich vor mancher Größe Bild; —
Hast du wohl auch bedacht, wie hoch sie mißt?
Ob nicht ihr Haupt in Weihrauchduft sie hüllt,
Um größer zu erscheinen, als sie ist?

Siehst du den Berg? Ein Riese dünkt er dich,
Weil er sein Haupt in Wolken schlau versteckt;
Bis in den Himmel glaubst du heb' er sich,
So lang er seinen Gipfel nicht entdeckt.

Frisch auf, erhebe dich, hinan, empor!
Versuch es einmal, auch so hoch zu stehn;
Vielleicht gelingt dir's, überm Wolkenflor,
Von stolzrer Höh' auf ihn herab zu sehn.

Begreifst du dann, was seine Größe war? —
Daß andre es ertrugen klein zu sein!
Die wahre Größe wird dir droben klar,
Wo du zum Himmel schwindelnd schaust hinein.

Dieß tiefe Blau, das nimmer wankt und weicht,
Auf jedem steilren Gipfel ferner rückt,
Und wenn du doppelt Adlershöh' erreicht,
Aus zehnfach höhern Sphären niederblickt;

Dieß klare, ruhige Gewölbe nur, —
Hoch überm Nebel, wo die Wolke schwillt,
Und noch im Kampfe gähret die Natur, —
Das ist der wahren Größ' erhabnes Bild.

Die Burgruine.

Wie dort gleich einer Kron' im Spätroth
Die Burg vom Haupt des Berges flimmt,
An dessen Fuße sich mit Zischen
Des Waldstroms blaue Schlange krümmt.

Der Ostwind kommt auf schwarzen Wolken,
Und facht die Glut im Westen an,
Und wimmert durch der Burg Gemäuer,
Wie einst des Ahnherrn Geist gethan.

Was bebst du, Burg? Ist der Geselle,
Der heim dich sucht, dir unbekannt?
Wie, oder fühlst du deine Schwäche
Und hältst dich bang am Bergesrand? —

Du bist noch stark, und manch Jahrhundert
Steigt wohl vor dir noch in sein Grab;
Warum starrst du mit hohlen Augen
So düster in den Strom hinab?

„Siehst du mein Bild im Strome drunten?“
So rufst du, — „sieh doch, wie es schwankt,
„Wie auf dem windbewegten Spiegel
„Mein ganzer Bau erbidmend wankt!

„Das ist mein Loos, — so werd' ich wanken,
„Eh' ich einst schmetternd fall' in's Grab, —
„Und drum starr' ich mit hohlen Augen
„So düster in den Strom hinab.“

Vergeßlichkeit.

Magna oblivio rerum!
Juv.

Heute klang vom Berge nieder
Noch die Glock' im Abendstrahl,
Morgen klang die Glocke nimmer,
Stumm geworden ist's im Thal.

Die noch gestern da gebetet,
Liegen heut' in tiefer Ruh',
Und die einst der Berg geboren,
Deckt er heut' als Grabstein zu. —

Jahre kamen, Jahre schwanden,
Droben klang die Glocke nicht,
Und der Schäfer zog vorüber,
Blassen Schrecken im Gesicht. —

Jahre kommen, — und das Glöcklein
Tönte wieder einst hinaus;
Wo sein Vater längst vermodert,
Baute sich der Sohn ein Haus.

Doch bei jedem Glockenstreiche
Traf es wie ein Stich den Sohn,
Scheu und bebend ging er schlafen,
Hört' im Traume noch den Ton. —

Jahre gingen, — und begütigt
Schien die grollende Natur;
Nicht mehr schreckend rief die Glocke,
Schaurig mahnend klang sie nur. —

Und der Enkel lehnt' am Abend
Arbeitmüde vor dem Thor,
Fernverhallend klang die Glocke,
Und er blickte still empor;

Wußte kaum des Klangs Bedeutung,
Zog das Hütlein, tiefbewegt,
Betete, weil, wenn es läutet,
Wer ein Christ, zu beten pflegt. —

Und des Enkels Enkel hören
Noch den Klang so dumpf und schwer,
Manche beten, manche denken,
Daß nun Zeit zu beten wär'.

Und begegnest du dem Schäfer
Mitten auf dem Schuttrevier,
Frag' ihn doch, warum er betet?
„Aus Gewohnheit!“ sagt er dir.

Absterben.

Auf einer Alpe stand ich droben
In himmelnaher Einsamkeit,
Weit über allen Lärm erhoben,
Voll öder Abgeschiedenheit.

Und kahlgeschorne Bergesrücken,
Vom Abendsonnenschein erhellt,
Erstreckten sich vor meinen Blicken
Gleich einem Hünengräberfeld.

Nur fahles Alpengras umstrickte
Des magern Bodens schwammig Moor,
Und schüchtern hier und dort nur blickte
Manch Blümchen dürr wie Stroh hervor.

Vermorschte graue Strünke ragten,
Bezeichnend eines Urwalds Gruft,
Gespenstisch fast, gleich abgenagten
Gerippen, trostlos in die Luft.

Und Geier kreisten auf und nieder,
Als ob ihr bald'ger Fraß ich sei,
Und Nebel krochen hin und wieder
Und flirrten feucht an mir vorbei.

Und eisig blies ein Wind herüber
Aus irgend einem fremden Land,
Und wo ich hinsah, ward es trüber,
Und schauerlicher, wo ich stand.

„Fort, fort hier von des Todes Herde!"
So rief in mir ein düstrer Wahn,
„Schon fängt die altgewordne Erde
„Von oben abzusterben an.

„Bald wird der Tod hinuntergreifen
„Von Berg zu Berg, von Pfad zu Pfad:
„Bis er zuletzt dem grabesreifen,
„Erschrocknen Thale langsam naht."

Nahesehen.

Oft an schwülen Sommertagen,
Bei der Sonne grellstem Schein,
Ist — wie uns die Aelpler sagen —
Bergluft ungewöhnlich rein.

Wie ein Vorhang von Krystallen,
Wie ein Firnis von Demant,
Ist sie vor den grünen Hallen
Hell durchsichtig ausgespannt.

Berge, meilenferne Rücken,
Sonst dem Aug' entdeckbar kaum,
Tauchen plötzlich vor den Blicken
Deutlich auf im Himmelsraum.

Und so ausgeprägt, so heiter
Rücken rings die nähern an,
Daß man glaubt: ein Schrittchen weiter,
Und vor ihnen stände man.

Doch gewöhnt an solch Begegnen,
Durch die Täuschung nicht beirrt,
Sagt uns dann: „Bald wird es regnen!“
Manch erfahrner Alpenhirt. —

Alpenhirt, dies Nahesehen,
Wie du's nennst, ich kenn' es auch;
O auch meine Fernen stehen
Oft mir nah im Sommerhauch.

Und je schwüler mir's im Herzen,
Um so klarer wird's dem Blick:
Fernes Hoffen, fernes Scherzen,
Ferne Liebe, fernes Glück!

Allem wähn' ich zu begegnen,
Was mich sonst nur fern umwallt,
Aber regnen, weiß ich, regnen,
Thränen regnen wird's dann bald.

Wolkenschatten.

Νεφελῶν σκιαὶ δονοῦνται.
Anakreon. 37. D.

Du sahst wohl oft in deinem Leben
Von einem Berg hinab in's Thal,
Und sahst es ausgebreitet liegen
Wie eine Kart' im Sonnenstrahl.

Hier weißen Punkten gleich im Grünen
Die Schlösser an der Waldeshöh',
Dort Dörfer wie die Brosamhäufchen,
Und wie ein Demanttropf' ein See.

Und wenn die Wolken drüberzogen,
Wie lief es schattend über's Land,
Was erst noch dunkel, war beleuchtet,
Und schwarz, was erst noch blendend stand.

Ein rastlos Zucken und Verschwimmen
Von trüb und hell und hell und trüb,
Daß nicht ein Fleckchen unverfinstert,
Nicht eines unbeschienen blieb. —

Wenn du von oben könntest schauen
Herab auf's Leben, wie auf's Thal,
Ich denk', es gäb' ein schönes Bildchen,
Beleuchtet von der Sonne Strahl.

Und was wir Schmerzenstage nennen,
Und was dir oft so bitter schien,
Nichts weiter wär' es, als die Schatten
Der Wolken, die vorüberziehn!

Der Gletscherdurchbruch.

Schon läuft gleich einem argen Werber
Der Wildbach hastiger durch's Thal,
Durch das er sonst sich, wie ein Späher,
Auf düstren Schlangenwegen stahl.

Jetzt hat die Mask' er abgeworfen,
Er weiß, wer ihm den Rücken deckt;
Mitkämpfer ruft er laut zusammen,
Und predigt Aufruhr, unversteckt.

Ha, — wie's, auf seinen Ruf, aus Wäldern
Aus Klüften und von Bergen rauscht,
Freibeutern gleich und Wegelagrern,
Die nur des Führerpfiffs gelauscht!

Aus jeder Schlucht — ein Bachgenosse,
Von jedem Joch — ein Stromgesell,
Sie schließen sich ihm an mit Jauchzen
Und rasen lärmend durch's Geröll.

Da hilft kein Schmeicheln und kein Trotzen,
Das tolle Freicorps macht sich breit,
Und schwärmt um Haus und Hof und Kirche
Mit frecher Ausgelassenheit.

„Halloh, ihr Brüder, wenig Wochen,
„Dann bricht das Heer am Gletscher los!"
Und selbst die ernsten Berge wanken
Und rütteln sich mit Kampfgetos.

Doch die bisher das Thal durchtobten,
Des Heers Vorposten waren's nur;
Nun kommt es selbst herabgestiegen,
Vertilgend alles Lebens Spur.

Ausbreitend seine Wellenphalanx,
Schiebt sich's dahin im Sturmgewühl,
Und Wolken bilden seine Fahnen
Und Donner sind sein klingend Spiel.

Dem Strom zu trägt es, als Trophäen
Des armen Thals zertrümmert Glück;
Der aber stößt mit kaltem Stolze
Das wilde Räuberheer zurück.

Der Riesenferner.

(In der Sylvesternacht.)

Es ist die Zeit ein Riesenferner,
Für jedes Menschenmaß zu groß,
Der an dem Nebelrand der Welten
Emporragt aus der Urnacht Schoos.

Wie mit des Alpenlandes Fernern,
So ist es auch mit dem — der Zeit;
In seinem Innern kocht und gähret
Geheimnißvolle Thätigkeit;

Ein ew'ger Kampf von Elementen,
Ein ewig Wachsen und Vergehn,
Ein Dehnen und Zusammenschrumpfen,
Wovon wir nur die Wirkung sehn.

Bald quillt aus seinen tiefsten Adern
Ein reiner Labequell hervor,
Bald wälzt er Ströme der Zerstörung
Aus berstendem Krystallenthor.

Bald haucht er in des Thales Schwüle
Den frischen Alpenwind hinab,
Bald schmettert er mit Sturzlawinen
Ein blühend Hirtenthal zu Grab.

Und so entströmt bald Fluch, bald Segen
Aus unbekanntem Labyrinth,
Und was wir Monden, Jahre nennen,
Sind Quell und Strom und Sturz und Wind. —

So stehn wir wieder stumm erwartend,
Was uns der Ferner bringen will;
O wär', was er geheim bereitet,
Ein klares Bächlein, sanft und still.

Ein Bächlein, wie's die Hirten lieben,
Das Fluren tränkt und Blumen netzt,
Und Friedensauen freundlich spiegelt
Und Herden labt und Wandrer letzt.

Ein Bächlein, das, gereift zum Flusse,
Beglückter Städte Wäll' umfließt,
Und Bilder heitren Menschenfleißes
In seinen Silberrahmen schließt.

Ein Wasser, das mit seinem Rauschen
Gar sanft zum Chor der Musen stimmt,
Ein Wasser, das nicht Thränen mehret,
Nein, — Thränen mit von hinnen nimmt;

Ein Wasser, drein wie in die Lethe
Die Trauer ihre Last begräbt,
Indeß aus seinem Wellenbade
Die Freude sich verjüngt erhebt;

Ein Wasser, das einst an der Gränze,
Wo's mündet in den Ocean,
Befrachtet mit der Völker Segen,
Ausströmen und zerfließen kann!

Um das, o Zeit, du Riesenferner,
Fleht heut' die Menschheit tiefbewegt:
Zeig' ihr, daß in der Brust von Eise
Dir doch ein Herz voll Liebe schlägt!

Waldsalon.

Hinaus in deine Räume, frischer Wald,
Tret' ich, das Herz erfüllt von Ueberdruß.
Ha wie es mir entgegendampft und wallt,
Das nenn' ich wahren Freundes-Gruß und Kuß!

Das ist ein Kreis, wie er mir wohlgefällt,
Wo die Natur ihr Wort zu sprechen hat,
Wo keine Ziererei die Lust vergällt,
Kein Schein sich eindrängt an der Wahrheit statt.

Wie stehn die alten Eichen würdevoll,
Nicht übertüncht den grauen Greisenbart,
Nein — ernst und kräftig, wie's das Alter soll,
Daß Jugend sich erbau' an dessen Art.

In ihren Zweigen rauscht's wie Bardenlied,
Des Waldes Ossiane stehn sie da,
Und lispelnd durch die Blätterharfen zieht
Der Geist der Zeit, die unsre Ahnen sah.

Und schlanke junge Tannen reihn sich dran,
Kraftjünglingen vergleichbar, edelstolz,
Und streben, markig, frisch, zum Himmel an,
Nicht so, wie unsre Jugend, faules Holz.

Doch friedsam und bescheiden senken sie
Die Arme nieder wie zum Schutz bereit
Für Alles, was in bunter Harmonie
Sich um sie drängt voll Lieb' und Herzlichkeit.

Das ist der Blumen zartes Volk, das mild
Wie Frau'n und Jungfräulein im Grünen lauscht,
Und Anmuth hauchend auf das ernste Bild
Sich kosend neigt und flüsternd Reden tauscht.

Das wirft den Blick nicht lüstern frech umher,
Das rast nicht wild im Walzerrausch dahin,
Das summt nicht mit Geschwätz den Kopf uns schwer,
Aus frommen Augen athmet's hohen Sinn.

Und auch an Dichtern fehlt's im Kreise nicht; —
Zwar ist's kein selbstgefäll'ger Singethee,
Wo eitle Halbheit in Orakeln spricht,
Wo Bleichsucht auskramt ihr erheuchelt Weh;

Wo man aus unterdrücktem Gähnen weint,
Genüsse leidet und aus leerer Brust,
Wenn endlich die Erlösungsstund' erscheint,
Sich seufzend zuruft: „Heut' gab's eine Lust!"

Ja auch an Dichtern fehlt's dem Kreise nicht:
Das sind gar muntere Gesellen, frei
Wie Gottes Luft und klar wie Gottes Licht,
Bei aller Kunst doch der Natur so treu.

Brav, Meister Fink, — das nenn' ich mir ein Lied!
Aus welcher Schule? süddeutsch oder nord-?
Schön, Nachtigall, wie's dir die Seele zieht! —
Nun faß' ich's, das sind — Lieder ohne Wort.

Und was dort aus der Quelle rieselnd klingt,
Ist's flüssige Musik? ein Elfenchor? —
Kein Meister, der die Tasten herrschend zwingt,
Ruft solchen Ton durch seine Kunst hervor.

Und alles — alles paßt mir da so gut,
Und alles — alles dünkt mich da so traut,
Mein Aug' wird heiter, ruhig wird mein Blut,
Und Fried' ist's, was auf mich herniederthaut.

Darum, du lieber Kreis, o nimm mich auf,
Schließ fest, recht fest mich in dein Dunkel ein,
Verbirg mich vor der Welt und ihrem Lauf:
Ich will ja nicht von ihr gefunden sein!

Waldscene.

Im grünen Wald ist große Ruh,
Ist unsichtbares Leben;
Ein leises Lüftchen haucht dazu,
Die jungen Blätter beben.

Wohl nur das allerfeinste Ohr,
Wohl nur der Augen bestes,
Vernimmt den stillen Frühlingschor,
Erräth den Klang des Festes.

Und Orgelklang — man weiß nicht wo? —
Quillt feierlich entgegen,
Als ob die Sonnenstrahlen so
Durch's Laub hin klingend zögen.

Und eines fernen Glöckleins Schall
Tönt durch die kühlen Gänge,
Als ob des Maithaus Tropfenfall
Im Kelch des Walds erklänge.

Und Aexteschlag hallt niederwärts,
Bald rasch, bald unterbrochen,
Als hörte man des Berges Herz
In Frühlingswallung pochen.

Blumenroman.

„Einst stand ich," — so erzählt' im Walde
Mir leis' ein junger Tannenbaum, —
„Einst stand ich mit gesenkten Aesten,
„Vertieft in einen Frühlingstraum.

„Und wie ich so vor mich hin blickte,
„Sah ich, umkost vom Morgenwehn,
„Mir gegenüber eine Blume,
„Des Lenzes schönste Tochter, stehn.

„Noch lag auf ihren sammtnen Blättern
„Der Unschuld zarter Blütenkeim;
„Ein Tröpflein Thau blitzt' ihr im Busen
„Wie einer Sehnsuchtsthräne Keim.

„Sie stand so einsam und verlassen
„In der für sie zu düstren Welt,
„Und hob umsonst ihr Auge, suchend,
„Durch's Waldgewölb zum Himmelszelt.

„Mich dauerte die arme Blume,
„Geschaffen für ein Gartenbeet,
„Und unter Wesen hier geworfen,
„Wovon kaum eines sie versteht.

„Theilnahme schenkt' ich ihrem Loose;
„Glaub' nicht, ich war verliebt in sie!
„Was fragt die Tann' um Minneweisen?
„Der Sturm ist meine Melodie.

„Doch sah ich gern ihr still Entfalten,
„Und sah es einmal mit Verdruß,
„Wie sich ein glatter Wurm ihr nahte,
„Bedrohend sie mit eklem Kuß.

„Was konnt' ich thun? — Ich hob die Aeste,
„Wie warnend vor dem Bösewicht, —
„Unwillig schüttelt' ich den Wipfel,
„Doch sie, zu arglos, merkt' es nicht.

„Harztropfen hätt' ich weinen mögen,
„Als er nun nimmer von ihr wich,
„Und, durch die Halme lüstern äugelnd,
„Das Opfer seines Gifts umschlich.

„Doch sieh! wie er mit kecken Lippen
„Fast die Erschrockne schon entweiht,
„Da fliegt ein Vogel rasch vorüber,
„Und pickt ihn weg zur rechten Zeit.

„Sie war gerettet, fröhlich setzte,
„Wiewohl nicht seiner That bewußt,
„Der Vogel sich auf meine Schulter,
„Und sang ein Lied voll Lebenslust.

„Fürwahr, ich hätt' ihn küssen mögen,
„Wär' nicht ein Tannenkuß zu rauh;
„Doch wünscht' ich ihm, als Lohn der Rettung,
„Das schönste Weibchen in der Au. —

„Nachts träumte gar mir von der Blume,
„Und als ich Morgens nach ihr sah,
„War keine Blume zwar zu finden, —
„Doch stand die junge Sennin da!

„Und an der Sennin Busen glühte
„Die volle Blum' als Liebespfand; —
„Sie fand ihr Ziel: sie starb, gebrochen
„Für Liebe von der Liebe Hand!" —

Mitgenuß.

Im Walde schlich ich matt und durstig,
Da rauscht' ein Felsborn labevoll,
Ein Streiflicht, durch die Zweige fallend,
Verrieth mir, wo er silbern quoll.

Und minder hastig als behaglich,
In sichrer Labung Vorgenuß,
So trat ich, ruhend fast im Gehen,
Durch's dichte Grün mit leisem Fuß.

Da sah ich, noch im Laub verborgen,
Ein Vöglein sitzen an dem Quell;
Das sträubte munter seine Schwingen,
Und zwitscherte gar lieb und hell.

Bald trank es mit erhobnem Hälschen,
Bald nascht' es sich die Federn kraus,
Bald warf es einen Perlenregen
Von Tropfen über sich hinaus.

Dem Vöglein war so wohl zu Muthe,
Daß ich mich selber wohl empfand,
Und, um es ja nicht fortzuscheuchen,
Kaum athmend in der Nähe stand.

Erquickt nun schien es zur Genüge,
Schwang sich empor zum nächsten Ast,
Und sang dem Wirthe statt der Zeche
Ein feines Lied als art'ger Gast.

Gekommen war ich um zu trinken,
Als ich den Platz besetzt erblickt,
Da ist mir aller Durst vergangen,
Und fürbaß zog ich reich erquickt.

Leben im Tode.

Wenn der Sturm ein junges Zweiglein
Faßt mit zürnendem Getos,
Muß er denn auch gleich es brechen,
Kann er es nicht beugen blos?

Und so ein gebeugtes Zweiglein
Kann es denn nicht treiben mehr?
Nie mehr grünen, nichts mehr hoffen
Von des Lenzes Wiederkehr?

Wenn die Nacht mit schwarzem Pinsel
Ueber alle Fluren fuhr,
Daß die Welt, wie brandverkohlet,
Daliegt ohne Lebensspur:

Ist die Sonne drum erloschen,
Die der Welt den Schimmer lieh?
Hat kein Tag mehr hellre Farben
Auszuschütten über sie?

Wenn nur noch ein Stamm dem Zweige
Blieb, dran er sich halten mag;
Wenn nur noch den Nachtgebilden
Hoffnung blieb auf einen Tag!

Und so nenne nicht gebrochen,
Wenn es nur gebeugt, dein Herz;
Nenn' es nicht verkohlt im Brande,
Wenn's geschwärzt nur ist vom Schmerz.

Halte, wie der Zweig am Stamme,
Hoffe, wie die Nacht auf Tag!
Nur das Herz ist ganz gebrochen,
Das sich selbst verlieren mag.

Weil, wohin du blickst, es nachtet,
Deine Spanne Himmel weint,
Glaube nicht, daß nie und nirgend
Mehr auf Erden Sonne scheint.

Schränke nicht auf dieses Leben
Deinen Horizont dir ein;
Blicke weiter, hoff' hinüber,
Ist doch auch das Jenseits dein.

Leicht wird dann der Schmerz dir werden,
Wenn er nicht als Letztes droht,
Und was Tod dir schien im Leben,
Dir noch Leben sein im Tod!

Der weinende Baum.

Der Quell des Regens ging zur Neige,
Die Luft ist wieder hell und rein;
Schon lächelt durch der Buche Zweige
Des ersten Sternes milder Schein.

Und tief im Laub, wie dessen Seele,
Durch die ein Hauch der Wehmuth zieht,
Beginnt mit voller Kraft der Kehle
Die Nachtigall ihr frommes Lied.

Da regt die Buch' ihr grün Gefieder,
Vom leisen Abendwind durchrauscht,
Und schüttelt klare Tropfen nieder
Auf mich, der unten träumend lauscht.

Wie soll die Tropfen ich erklären,
Und was damit die Buche meint? —
Mich dünkt, es seien ihre Zähren,
Die sie, vom Lied ergriffen, weint.

Zur Unzeit.

Armer Baum, warum verdorben,
Wo noch Alles treibt und sprüht? —
„Weil ich, ach! zu früh getrieben,
„Weil ich, ach! zu früh geblüht!“ —

Armer Baum, warum verdorben,
Wo noch Zeit zu Blüt' und Frucht? —
„Weil in einem kurzen Jahre
„Zweimal ich zu blühn versucht!“ —

Armer Baum, warum verdorben,
Schienst ja stark für manches Jahr? —
„Weil ich erst zu blühn begonnen,
„Als schon Zeit zu Früchten war!“

Die Pfahlwurzel.

Da draußen auf dem Hügel
Lehnt ein vergessner Baum,
Gebogen bis zur Erde
Hält er am Boden kaum.

Man meint, ein Windstoß könne
Ihn betten in den Sand,
Man meint, man könn' ihn stürzen
Mit einem Druck der Hand.

Und dennoch treibt er Blätter,
Und thut als wollt' er blühn,
Und sein gebeugter Wipfel
Ist dennoch frisch und grün.

Vom Grunde losgerissen
Mit allen Wurzeln fast,
Hält er nur noch an einer
Des eignen Leibes Last.

Pfahlwurzel heißt die eine,
Die treibt und haftet noch,
Die einzige, die letzte,
Sie hält ihn aber doch.

Sie macht, daß er noch grünet,
Sie hindert's, daß er bricht,
So lang nicht sie gesprungen,
So lange fällt er nicht. —

Dem Baum am Hügel draußen
Bin ich in manchem gleich;
Oft hangt mein Haupt am Boden,
An schweren Träumen reich.

Oft schein' ich, losgerissen
Mit allen Wurzeln fast,
Vor'm Falle kaum zu wahren
Der bangen Seele Last.

Und dennoch grünt sie wieder,
Und setzt oft Blüten an,
Daß ich mein eignes Leben
Nicht recht begreifen kann.

Pfahlwurzel meines Herzens
Ist ja die Liebe noch,
Die einzige, die letzte,
Sie hält es aber doch.

Sie macht, daß es noch grünet,
Sie hindert, daß es bricht;
So lang nicht sie erstorben,
So lang ersterb' ich nicht!

Neuer Trieb.

Wenn abgestockt die reife Waldung
Vom Berg, auf dem sie grünte, sank,
Dann ragt er auf so kahl und öde,
Als wär' sein Innres todeskrank.

Die Wolken suchen seine Kronen,
Die Stürme streichen über ihn;
Da liegt er wie ein Grabmal dessen,
Was erst in ihm zu leben schien.

Und doch ist er nicht ganz gestorben,
Sein Herz arbeitet insgeheim,
Und nun die erste Frucht gebrochen,
Bereitet er der zweiten Keim.

Doch ob, wo Föhren ihn umstarrten,
Er nicht einst Buchen treiben wird,
Ob Nadeln nicht dem Haupt bereitet,
Das einst ein Eichenkranz geziert;

Ob nicht ein Hauch aus fernen Ländern
Ihm unbekannten Schmuck verleiht: —
Kein greiser Forstmann kann's euch sagen,
Darauf gibt Antwort nur — die Zeit. —

Und wie der Berg, ist oft der Dichter:
Er scheint erschöpft und todt zu sein,
Indessen lenkt sein Herz nur, feiernd,
In einen neuen Kreislauf ein.

Was er in diesem bringen werde,
Wer weiß Bescheid? — Er selber nicht!
Doch, wie der Berg dort — wieder Waldung,
So hier der Dichter — ein Gedicht!

Die feindlichen Schlösser.

Da stehn sie schroff sich gegenüber
Die beiden Schlösser, lebenssatt;
Zwei blinde Greise, deren Augen
Verjährter Haß geblendet hat.

Und unten grünt das Thal so freundlich,
Und unten gähnt die Felsenschlucht,
Durch die, verfolgt von Rad und Hammer,
Der Wildbach einen Ausweg sucht;

Und unten schmiegt sich Haus und Hütte
An's Waldgebirg so traut und dicht,
Als dächten sie: „Du kannst uns tödten,
„Bist aber gut, — und thust es nicht!"

Und fern am Hügel steht ein Kirchlein,
Als treue Wacht in Hitz' und Frost,
Mit Glockenzungen den Bewohnern
Zurufend: „Kinder, schlaft getrost!"

Und drüber hin erheben Alpen
Ihr frommes Haupt zur Wolkenbahn,
Und knüpfen mit den stillen Gipfeln
Die Erde an den Himmel an.

So ist es, — und so war es einstens,
Da noch die Schlösser kühn geragt,
An deren kümmerlichen Resten
Des Epheus grüner Rost nun nagt.

So war's, da sie noch grollend oben
Im Hasse suchten blut'ge Lust,
Zwei Brüder, wie zwei gift'ge Herzen,
Herbergten in der Mauerbrust.

So war's; — sie haßten! — Wie war's möglich?
Sie sahn doch Thal und Schlucht und Bach
Und Hütt' und schon wohl auch das Kirchlein:
Wie kam's, daß nicht ihr Starrsinn brach?

Wie kam's, daß sie das Haupt nicht lieber
Mit Liebeskränzen sich geschmückt?
Nicht lieber Becherklang gewechselt,
Und Brudertreu' sich zugeblickt? —

Doch sie bereun es! Nicht nur Alter,
Gewiß auch Reue zehrt sie ab,
Und rüttelt ihre morschen Glieder,
Und beugt ihr morsches Haupt zu Grab.

Wenn sie sich so verjüngen könnten,
Ob sie wohl wieder haßten dann? —
O nein! — Getreue Freundschaft knüpften
Sie über's Thal hin, denk', ich an.

Von der Linde.

Nicht fern vom Kirchhof zwischen Hecken
Steht eine Linde ganz allein,
Wenn abends sich die Schatten strecken,
So reicht der ihre bis hinein.

So oft ich noch zu ihr gekommen,
Um mich zu freun der Abendruh,
Hab' ich ein Flüstern stets vernommen,
Als raunte sie mir etwas zu.

Sprich, liebe Linde, künd' es offen,
Ich leihe willig dir mein Ohr;
Was du erlebt, was dich betroffen,
In deiner Sprache trag mir's vor.

Ha, hör' ich recht? — Du lispelst schaurig?
Von deinen Zweigen tropft's wie Blut? —
„Es ist ein Grab," so sagst du traurig,
„Ein Grab, worauf dein Haupt hier ruht.

„Ich aber steh' auf diesem Grabe
„Als grünes Trauermonument;
„Vernimm, was ich erfahren habe,
„Wofern dein Herz auch Liebe kennt. —

„Es war ein schöner Frühlingsabend,
„Für stille Liebe wie gemacht;
„Die Lüfte lispelten so labend,
„Die Sonne sank in vollster Pracht.

„Da setzt' an meines Stammes Fuße
„Ein junges Paar sich tändelnd hin,
„Da webt' ich, über Schwur und Kusse,
„Verschwiegen meinen Baldachin.

„Es schien ein Bund für ew'ge Dauer,
„Sie hielten selig sich umfaßt;
„Mein Laub durchrauschte süßer Schauer,
„Und neue Blüten trieb mein Ast. — —

„Es war ein heitrer Sommermorgen,
„Der Himmel glänzte wie Rubin,
„Da warf ein Jüngling voller Sorgen
„Sich unter meine Schatten hin.

„Nicht achtet' er des Thaus im Grase,
„War doch von Thränen feucht sein Kleid,
„Im Auge las man ihm, es rase
„Durch seine Brust ein Sturm von Leid.

„Er war's, derselbe Hochbeglückte,
„Der an dem Frühlingsabend hier
„Sein Mädchen an den Busen drückte
„Und seines Lebens Glück mit ihr.

„Und weil das Mädchen ihn betrogen,
„War's auch vorbei mit seinem Glück —!
„Ein Schuß — ein Seufzer, tief gezogen,
„Und starr sank er auf mich zurück.

„Und allen Thau von meinen Blättern
„Goß ich bestürzt auf ihn herab, —
„Ein Sprosser sang mit lautem Schmettern
„Von meinem Wipfel ihn zu Grab. — —

„Herbst war's, — der Mond mit hellem Prangen
„Hieng silbern über Thal und Höh'n;
„Da kam ein Mädchen still gegangen
„Und blieb an meinem Fuße stehn.

„Es war dieselbe Hochbeglückte,
„Die an dem Frühlingsabend hier
„Den Jüngling an den Busen drückte, —
„Jetzt schlich die Reue hinter ihr.

„Unwillig schüttelt' ich die Zweige,
„Sie sah mich düster lächelnd an,
„Und sprach: „ „Ich kenn' dich, blut'ger Zeuge,
„ „Doch glaub', ich büßte meinen Wahn!

„ „Das Paradies in treuem Herzen
„ „Ich gab es hin für schnöden Schein;
„ „Doch ach! es dringen meine Schmerzen
„ „Nicht zum Geopferten hinein.

„ „Wenn bald, nur bald die Stunde schlüge,
„ „Die mich dem Theuren riefe nach,
„ „Vielleicht daß er doch Mitleid trüge
„ „Und mir verzieh, — was ich verbrach!" "

„Es war ein schöner Frühlingsabend,
„Das Ave klang mit leisem Ton,
„Die Lüfte lispelten so labend,
„Und längre Schatten fielen schon.

„Und über jene Kirchhofmauer
„Sah ich hinein und sah ein Grab;
„Jungfrauen senkten grad in Trauer
„Des armen Mädchens Sarg hinab.

„Und als sie sie bestattet hatten
„Bei düstrer Grabesmelodie,
„Warf ich auf's Grab noch meinen Schatten,
„Wie einen Gruß von ihm — an sie! —

„Blick' hin, grad sinkt die Sonne nieder,
„Siehst du der Blumen welke Spur?
„Gib was du hast, gib ihnen Lieder,
„Ich habe meinen Schatten nur!" —

Verjährung.

Quer über eine Wiese
Führt oft ein schmaler Steig,
Den will der Herr nicht dulden,
Verlegt ihn mit Gezweig,

Durchfurcht ihn mit dem Pfluge,
Besät mit Gras ihn dicht, —
Doch alles ist vergebens,
Der Steig verwischt sich nicht.

Da fruchtet kein Versperren,
Da hilft kein Seitensteg;
Es ist der Fuß der Leute
Gewohnt schon an den Weg. —

Mein Herz auch gleicht der Wiese,
Durchfurcht von solchem Pfad,
Den sich der Fuß der Liebe
Darüber wandelnd trat.

Oft wollt' ich ihn versperren,
Verlegen mit Gezweig,
Oft Nebenwege bahnen,
Doch Liebe kennt den Steig.

Sie schreitet neben drüber,
Als wär' es unbewußt,
Stets wird der Steig mir breiter,
Stets größer mein Verlust.

Drum will ich nicht mehr wehren
Den Pfad ihr, der sie freut:
Er ist nun schon des Herzens
Verjährte Dienstbarkeit.

Garten und Haus.

Wie Jammerschad' um diesen Garten,
Um diesen üpp'gen Freudenflor,
Wo in Gestalt von tausend Arten
Das Leben blüht an's Licht empor;

Wo keine Thräne je geflossen,
Als die des Thaues, die der Luft,
Wo höchstens Wehmuth ausgegossen
Den Perlenreichthum ihrer Brust;

Wo nie ein Laut des Zankes grollte,
Als etwa, wenn der Fink' im Lied
Den Zeisig überbieten wollte,
Bis Nachtigall den Streit entschied;

Wo nie den Boden Blut benetzte,
Wo nie ein Herz in Qual zersprang;
Wo Liebe nur in's Grün sich setzte,
Und Blumen in das Haar sich schlang;

Wo nie ein Schmeichler Schlingen legte,
Wo nie ein Frevler Ränke spann,
Wo Alles frisch und frei sich regte,
Und nur genoß und nur gewann.

Wie Jammerschad', — und ihn vernichten,
Verschleudern wollt ihr seinen Schatz,
Ausrotten Blumen, Bäume lichten,
Ein Haus erbaun auf seinem Platz!

Ein Haus, — ein Haus, — und könnt ihr wissen,
Wofür? — Ihr wähnt es, doch ihr irrt!
Ein Haus, wo Menschen wohnen müssen,
Worin der Kummer weinen wird.

Ein Haus, worin einst Hader waltet,
Und Kraft erlischt, und Recht verdirbt,
Und Tugend fällt, und Schönheit altet,
Und Glaube wankt, und Leben stirbt.

Baut hier kein Haus! — Räumt nicht dem Leide
Ein Reich, das sonst nur Wonne barg;
Setzt auf den blanken Tisch der Freude
Nicht spottend einen düstren Sarg!

Blumenleben.

O knicke nicht die zarte Blume,
Die sittsam stolz ihr Köpfchen dreht,
Und in des Frühlings Heiligthume
Gleichwie vor Andacht zitternd steht.

Begreifst du denn ihr stilles Leben,
Und weißt du, was sie scheu verschließt?
Ob nicht ihr Blühn — bewußtes Streben,
Ihr Duft nicht — fühlend Athmen ist?

Ob nicht, wie Blut das Herz dir schwellet,
Ein Ichor auch ihr Herzchen netzt?
Ob nicht ihr Stern, vom Licht erhellet,
Sich wie dein Auge dran ergetzt?

Vom Tiger wird der Mensch zerrissen,
Nie Mensch, wie kennt' er Menschenweh?
Was willst du von der Blume wissen,
Warst du doch keine Blume je!

Ihr Alter ist — des Herbstes Nähe,
Ihr Gram — der Trost, ihr Feind — der Wurm,
Und will der Herr, daß sie verwehe,
So schickt er ihr den Engel „Sturm“.

Tritt nicht, sie vorschnell zu begraben,
Als fremder Würgegeist, heran,
Laß sie genießen, fühlen, haben,
Was solch ein Wesen eben kann.

Bist ja in eines Höhern Händen
Doch selbst weit weniger, als sie;
Du kannst ihr kurzes Leben enden,
Und deines Jener, der dir's lieh.

Sei mild, — wer weiß — Er kann dir's lohnen,
So wie Er jeder Milde lohnt,
Und einst großmüthig dich verschonen,
Wie du großmüthig sie verschont!

Die Blume.

Auf schlankem Stengel wiegte schaukelnd
Einst eine Blume sich vor mir,
Sie war so zart, so blau, — und gaukelnd
Kost' anspruchlos der West mit ihr.

Ob einfach, war sie doch so selten,
So einzig, daß ich stille stand.
Und innig frommen, unvergällten
Genuß in ihrem Anschaun fand.

Und aus dem Anschaun ward Entzücken,
Und meine Sehnsucht wuchs so sehr,
Ich muß, muß sie, meint' ich, pflücken,
Denn keine zweite fänd' ich mehr.

Schon hatt' ich mich hinabgebogen
Zum Stengel, dran sie nickend hing; —
Wo war sie? wo? — ach! weggeflogen, —
Es war — ein blauer Schmetterling. —

Aus lieben blauen Augen blühte
Mir einst die Liebe freundlich zu,
Daß mir die Seele heiß entglühte;
Mein, dacht' ich, Blume, — mein bist du!

Ich nahte mich in süßem Triebe,
Und weg und hin war ihre Spur!
Sprich, Mädchen, sprich, war deine Liebe
Nicht auch solch eine Blume nur?

Blume und Stiel.

O Blume, schön gleich einem Sterne,
Vom Himmel auf die Flur gesät,
Und duftig, wie von eines Engels
Gelindem Athem angeweht!

Allein warum der schmächt'ge Stengel,
Der fest dich bannt an eklen Zwang,
Und auf dies eine Korn der Scholle
Geschmiedet hält dein Leben lang?

Du solltest frei die Luft durchflattern
Gleich einem duft'gen Schmetterling,
Und dort nur gerne blühend haften,
Wo dich die Hand der Liebe fieng. —

„Ei, schilt mir nicht den schlanken Stengel:
„Er ist mein Puls, er ist die Schnur,
„Woran mich meine Mutter „Erde"
„Im Flattern gängelt auf der Flur.

„Er läßt mich nicht vom West entführen,
„Mich von der Flut vertragen nicht;
„Er gibt das Leben meinem Streben,
„Er hebt aus Erde mich zum Licht!“ —

Und ist der Künstler nicht der Blume,
Sein Hausstand nicht dem Stengel gleich? —
„Warum die Fesseln,“ hört man klagen,
„Ach! wär' er frei, wie wär' er reich!

„Nichts sollt' ihn an die Scholle binden,
„Frei sollt' er schweben durch die Welt,
„Und dort nur zahm zur Erde sitzen,
„Wo es ihm eben wohlgefällt.“ —

O laßt auch ihm den Puls, den Faden,
Woran ihn Mutter „Erde“ lenkt;
Sie weiß, warum sie ihn geboren,
Sie weiß, warum sie ihn beschränkt.

Gleichwie die Blume, losgerissen,
In Staub fällt, — nicht zum Himmel fliegt,
So würd' auch er, der Erd' entfremdet,
Verkümmern, welk und unbegnügt.

Die kranken Blumen.

Wenn so der Lenz im Fluge
Durch Wald und Wiesen eilet,
Durch Thal und Höhen zieht,
Ob er auf seinem Zuge
Wohl Alles gleich betheilet,
Und Keines übersieht?

Denn Alles steht ihm offen
Und sehnt sich ihm entgegen
Und lechzt nach seinem Gruß;
Stillt er wohl jedes Hoffen,
Und bringt er Allen Segen
Und Allen Gruß und Kuß?

Wenn doch wo übersehen
Vielleicht ein Blümchen bliebe,
Das auch gehofft auf ihn;
Wie müßt' ihm weh geschehen,
Wenn's, auch gemacht zur Liebe,
Müßt' ungeliebt verblühn!

Sieh nun, wenn ich die Fluren
Im Lenze so durchwalle,
Manch Blümchen fand ich blühn,
Das deutlich trug die Spuren,
Daß er nicht dacht' an Alle,
Das krank und freudlos schien.

Da sind die weißen Rosen,
Da sind die weißen Veilchen,
Die gar so traurig stehn;
Sie sind's, die freudelosen,
Die ungeliebt ein Weilchen
Fortkränkeln und — vergehn!

Wetterrose.

(Carlina acaulis.)

Mein Herz, das ruhelose,
Mit seinem Wohl und Weh,
Es gleicht der Wetterrose
Auf steiler Bergeshöh'.

Lacht hell im Sonnenglanze
Der Himmel fern und nah,
Mit offnem Blätterkranze
Steht dann die Rose da.

Doch trübt ein nahes Wetter
Des Himmels sanfte Ruh',
Dann schließt sie ihre Blätter
In stiller Trauer zu.

So ist's mit meinem Herzen,
Dem ich vertrauen kann,
Es kündet Lust und Schmerzen
Mir immer treulich an.

Wenn's krampfig sich verschließet,
Sich in sich selber kehrt,
Dann fließet, Thränen, fließet:
Das Zeichen ist bewährt.

Doch beut sich's manchmal, offen,
Der Welt zum Spiegel gern,
Dann ist, — o süßes Hoffen —
Ein Freudenblick nicht fern!

Johannisblume.

(Melampyrum nemorosum.)

In unsren Wäldern blüht ein Blümchen,
Mit Doppelblüten ausgeschmückt,
An deren veilchenblauer Krone
Manch goldighelles Glöckchen nickt.

Doch seine feingezackten Blättchen
Sie sind so blau nur im Erblühn,
Und wie sie wachsen, wie sie altern,
Zerrinnt das Blau in mattes Grün.

Was Kronschmuck war, das wird zum Kraute,
Der Glöckchen helles Gold verdirbt,
Bis, selbst sich ähnlich kaum, die Blume
Den Tod gemeinen Grases stirbt. —

O Blümchen, Bild des Jugendstrebens,
Sanft spiegelnd noch des Himmels Blau,
Wie schimmert zwischen deinen Blüten
Manch Tröpflein Glücks, gleich goldnem Thau.

Doch bald verliert mit Tag und Stunde
Das sanfte Blau sich mehr und mehr,
Das matte Grün des Alltaglebens
Zieht schimmerlos darüber her.

Des Glückes Flitterchen erlöschen,
Bis unser Leben, einst so reich,
Wie die zum Gras gewordne Blume,
Hinschmachtet jedem andern gleich.

Vergißmeinnicht.

Du Blümchen, lieblich und bescheiden,
Mit deinem Schimmer sanft und blau,
Du rühmst dich nicht die Au zu kleiden,
Und kleidest doch so schön die Au.

Man kann den Reif des Mais dich heißen,
Du schillerst durch das Grün so mild,
Und wie der Herbst den Flaum, den weißen,
Hauchst du den blauen auf's Gefild.

Der blaue Himmel kam zu nippen
Den Lenzkuß von dem Mund der Flur,
Und sieh! du bliebst auf ihren Lippen
Zurück als seines Kusses Spur.

Und nochmal nenn' ich dich bescheiden,
Du blickst mich an so lieb und licht,
Und flehst, am Fuße grauer Weiden
Geheim versteckt: „Vergiß mein nicht!"

„Vergiß mein nicht!“ ein schöner Name!
Jedoch ein andrer ziemte dir,
Wenn du, mein Trost in manchem Grame,
Dein Köpfchen freundlich neigst zu mir.

„Ich denke dein!“ — so mein' ich immer,
Soll passender dein Name sein:
Denn dein vergessen kann ich nimmer,
Du aber, bitt' ich, — denke mein!

Die Jericho-Rose.

(Anastatica.)

Die Ruh' ist wohl ein seltnes Blümchen,
Ein Blümchen unsres Suchens werth;
Verkannt von Manchem, der's gefunden,
Ersehnt von Jedem, der's entbehrt.

Vielleicht ist sie dem Veilchen ähnlich,
Das still am Bachesufer blüht,
Und kindlich mit den blauen Augen
Im klaren Spiegel sich besieht?

Ich gieng hinaus, ich fand am Bache
Den jungen Blumengärtner „Mai",
Und Veilchen blühten, wo er winkte,
Doch Veilchen „Ruh'" war nicht dabei.

Vielleicht ist Ruhe, wie die Tulpe,
Die bunt auf stolzem Beet sich bläht,
Und wie um Sonnentropfen buhlend
Den Kelch empor zum Himmel dreht?

Ich gieng hinaus, ich fand die Tulpen,
Gefüllt von Tropfen rein und licht;
Sie blitzten flimmernd mir entgegen,
Die rechten aber waren's nicht.

Vielleicht ist Ruh' ein Alpenblümchen,
Das einsam blüht, wie Edelweiß,
Hoch über dieses Thales Nebeln,
Vergessen zwischen Stein und Eis?

Ich klomm empor, — ich pflückte schwindelnd
Das Edelweiß aus schwarzer Kluft:
Doch schien die Ruh' auch dran zu blühen,
Bald ward sie welk in unsrer Luft.

Und wie die Blumen alle heißen,
Und wo die Blumen alle blühn,
Ein wahres Bild der Ruh' ist keine,
Und keine lohnte mein Bemühn.

Ein seltnes Blümchen ist die Ruhe,
Der Rose gleich von Jericho;
Sie wächst nur im gelobten Lande, —
Gelobtes Land, wo bist du? — wo? —

Der Schierling.

Der Lenz hat seine Blumenscharen
Hinausgesendet in die Welt,
Sie eifern, ihn zu offenbaren
Auf Berg und Au, in Thal und Feld.

Da blühn die Primeln knapp an Rosen
Bei Veilchen mit und ohne Duft,
Da lauscht der Lenzsafran in Moosen,
Ob bald der erste Kuckuk ruft.

Da reihn sich an Levkojenglocken
Bifolien mit zartem Blau,
Und laue Zephyrküss' entlocken
Die Vogelmilch der Brust der Au.

Das liebe Gänseblümchen sticket
Die grüne Flur mit Perlen weiß,
Vorläufer der Cyanen blicket
Aus junger Saat der Ehrenpreis.

Das Goldenmilzkraut streckt sein Köpfchen
Aus seiner Blätterhalskrauſ' her,
Das Leberkraut gleicht blauen Tröpfchen,
Entthaut dem blauen Himmelsmeer.

Es ist ein liebliches Gedränge,
Ein lebensvolles Farbenspiel, —
Und nicht ein Blümchen in der Menge
Erscheint entbehrlich und zu viel.

Der Schierling selbst mit fleck'gem Stengel
Gehöret mit zum großen Chor:
Er stellt im Kreis der Blumenengel
Den düsteren gefallnen vor.

Der Käfer.

Du Käferlein auf kahler Mauer,
Wo kriechst du hin, was suchst du hier?
Du suchst dir einen Halm zur Weide,
Dort liegt er, aber — hinter dir.

Ei welch verkehrtes eitles Trachten!
Geschäftig läuft es hin und her,
Und tastet und entfernt im Suchen
Von seinem Ziel sich mehr und mehr.

Zuhöchst am Simse schon mit beiden
Fühlfäden stößt es zuckend an;
Versucht, sich rechts und links zu wenden,
Und merkt, daß es nicht weiter kann.

Nun erst gedenkt es seiner Flügel,
Es prüft sie, sie sind stark genug,
Und, den es kriechend nicht gefunden,
Den Halm erreicht es schnell im Flug. —

So liegt ein grünes Reis des Glückes
Vielleicht auch, denk' ich, hinter mir;
Geschäftig treibt's mich hin und wieder,
Ich such' es dort, ich such' es hier.

Oft stoß' ich zuckend mit des Herzens
Fühlfäden an den kalten Stein;
Wenn's auf das Höchste kam, so fallen
Ja wohl auch mir die Flügel ein.

Statt auf dem Steine zu verschmachten,
Will ich sie prüfen kühn und klug:
Was ich im Kriechen nicht erreichte,
Vielleicht erreich' ich's noch im Flug.

Der träumende Canarienvogel.

Beglänzt von des Mondes Wiederschein,
Sitzt oft mein Canarienvögelein
Bei Nacht im zierlichen Kerker.

Bei Tag da sang es und sprang es voll Lust,
Nun senkt es sein Köpfchen herab auf die Brust,
Läßt hangen die Flüglein und schlummert.

Es schlummert, es hat die Aeuglein zu.
Was zuckt es nur oft empor aus der Ruh',
Und trippelt und zwitschert so leise?

So klingt's, wenn ein Kindlein im Traume spricht,
Halb lispelt's ein Wort und vollendet es nicht, —
Das Vögelein zwitschert im Traume.

Es träumt! — Wovon es nur träumen mag?
Wir träumen, was wir erlebt am Tag,
Wir träumen von ehmals und einstens.

Wir träumen von Liebe, die lange schon todt,
Von lange verblichenem Morgenroth,
Von niemals genossenen Wonnen.

Wir träumen von goldenen Schlössern gar oft,
Von Allem, was wir geahnt und gehofft,
Von Allem, was wir verloren.

So träumet vielleicht auch das Vöglein hier,
In seinem Kerker geboren wie wir,
Von niemals genossener Freiheit!

Es flieget und wieget vielleicht sich im Traum
Dahin durch des Himmels azurenen Raum,
Verlernten Gesangs sich erinnernd.

Es träumt von den goldenen Schlössern vielleicht,
Wo kosend die Königin Zucker ihm reicht
Von purpurnen, duftigen Lippen.

Es träumt vielleicht von dem Weibchen, ihm gleich,
Das fernher aus transatlantischem Reich
Voll Sehnsucht ihm nachgeflogen.

Es ahnt vielleicht in der kleinen Brust
Auch etwas von Heimweh und Heimatlust,
Und träumt von den seligen Inseln.

So träume nur, Vögelein, träume bei Nacht, —
Und morgen — wie freu' ich mich! — wenn du erwacht,
Da sollst du mir singend erzählen!

An der Quelle.

Quelle, was sagst du mir?
Sagst mir: „Ein Mann war hier,
„Der da gewandert weit,
„Weit unter Lust und Leid.“

Sagst mir: „Der Mann war reich,
„Dacht', ihm sei keiner gleich;
„Aber der reiche Mann
„War nicht zum besten dran.

„Perlenden Wein vom Rhein
„Schenkt' er in Gold sich ein,
„Trank ihn im Marmorhaus
„Unter Gesängen aus.

„Ließ sich von weißer Hand
„Reichen der Liebe Pfand,
„Ließ sich von Lippen heiß
„Zollen der Wonne Preis.

„Hetzte sein Viergespann
„Straßenauf, hügelan;
„Tobte mit Jagdgetos
„Fort durch Gestripp und Moos.

„Trotzte dem Würfelglück,
„Höhnte des Warners Blick;
„Stürmte durch's Leben hin
„Ohne Gefühl und Sinn.“ —

Quelle, was sagst du mir?
Sagst mir: „Ein Mann war hier,
„Reich einst und doch voll Harm,
„Heiter nun, — aber arm.

„Was ihm das Glück geliehn,
„Sah er wie Nebel fliehn;
„Was ihm die Liebe schwur,
„Schmolz wie der Reif der Flur.

„Was ihn mit Glanz umgab
„Welkte wie Blätter ab,
„Und mit erwachtem Sinn
„Zog er durch's Leben hin.

„Um den verlassnen Mann
„Nahm die Natur sich an,
„Wandte sein Herz sich zu,
„Gab, was ihm fehlte, — Ruh'.

„Sieh! und so lag er hier,
„Wo du nun liegst bei mir;
„Schlürfte, statt Wein im Gold,
„Wasser, wie's mir entrollt.

„Treuer, als Liebeskuß,
„Dünkt' ihn der Blumen Gruß,
„Mehr, als Trompetenklang,
„Freut' ihn der Vögel Sang.

„Und in des Waldes Haus
„Sandt' er die Augen aus,
„Jäger nach bessrem Wild,
„Das nun sein Sehnen stillt." —

Quelle, was sagst du mir?
Sagst mir: „Ein Mann war hier,
„Der da, nach Freud' und Leid,
„Fand — die Zufriedenheit!" —

Ueberflutung.

Gar lustig rieselt eine Quelle
Krystallen aus des Berges Brust;
Der Wandrer lagert gern zur Stelle,
Des süßen Labsals froh bewußt.

Da trübt der Himmel sich von Wolken,
Der Regen strömt, der Wildbach schwillt,
Und wälzt sich dick, wie gelbe Molken,
Am Berg hin, dem die Quell' entquillt.

Nun freilich sieht das Aug' sie nimmer,
Und weggetilgt scheint ihre Spur;
Doch ist sie nicht versiegt für immer,
Nein — überflutet ist sie nur.

Bald ist das Wasser abgeronnen,
Bald lüftet sich des Himmels Flor
Und aus dem Berge quillt der Bronnen
So klar und lustig wie zuvor. —

So ist es mit dem Quell der Lieder,
Der aus der Brust des Dichters quillt:
Oft braust und strömt es zürnend nieder,
Und trübt und überströmt ihn wild.

Getrost! Es wird ja wieder helle,
Dann legt sich Sturm und Flutgebraus,
Und war's nur keine Hungerquelle,
Gewiß — so bricht sie wieder aus!

Sinnentäuschung.

Hört ihr den Quell im Walde rauschen,
Hört ihr des Sprossers Lied im Hain?
Ich seh' gespannten Ohrs euch lauschen,
Und lächelnd sagt ihr endlich: Nein!

Seht ihr dort unter jenen Buchen
Die Rose glühn im Purpurschein?
Ich seh' mit klugem Aug' euch suchen,
Und wieder sagt ihr lächelnd: Nein!

Und seht ihr auch das Schloß nicht winken
Mit blankem Thurm am Waldesrain?
Ihr schaut zur Rechten und zur Linken,
Und sagt schon fast unwillig: Nein!

O glaubt, was ich genannt, das Alles,
So oft ich komme, steht's vor mir;
Den Laut des Quells, des Liederschalles,
Und Ros' und Waldschloß find' ich hier.

„Erinnrung" heißt der Quell, der leise
Durch's Waldgrün rauscht und murmelnd klagt,
Und auf geheimnißvolle Weise
Mir längst Verschollnes wiedersagt.

Und „Jugend" heißt das Lied im Haine,
Des trauten Sprossers Elegie,
Bald mild, als ob ein Engel weine,
Bald wild wie Wetterharmonie.

Und „Liebe" heißt die Purpurrose,
Die unter Buchen mir geglüht;
Entblättert ruht sie längst im Moose, —
Dem Herzen ist sie nicht verblüht.

Und „Leben" heißt das Schloß voll Schimmer,
Das kühn sich hob zum Wolkenlauf; —
Ein Luftschloß war's, es sank in Trümmer,
Und taucht nur mehr in Träumen auf.

Ich weiß, — was ich im Walde finde,
Bring' ich nur mit in meinem Sinn;
Blickt nochmal um in seine Gründe,
Nun findet ihr's wohl auch darin!

Die Natter.

Einladend rieselt unter Erlen
Ein klarer Labequell hervor;
Getränkt von seines Wassers Perlen
Umblüht ihn rings ein Blumenflor.

Der müde Wandrer sieht die Stelle,
Die heiße Sehnsuchtsthrän' im Blick,
Es zieht ihn hin zu Blum' und Quelle, —
Doch plötzlich bebt sein Fuß zurück.

Denn eine Natter sieht er schleichen
Durch's zarte Grün, am Quelle dicht,
Er wagt es nicht sie aufzuscheuchen,
Und ach! von selber weicht sie nicht. —

So rieselt zwischen meinen Träumen
Die Quelle der Erinnerung,
Und Bilder schönrer Zeit umsäumen
Ihr schimmernd Becken frisch und jung.

Ja, könnt' ich aus der Quelle trinken,
So wie ein durst'ger Pilger schlürft,
Könnt' in die Bilder ich versinken,
Wie er in's frische Gras sich wirft!

Ich aber zögre matt und matter,
Mit trübem Auge, bangem Sinn:
Denn drohend schleicht der Schmerz, die Natter,
Durch meiner Freuden Blumen hin.

Unverträglichkeit.

Zum Felse sagt der Bach: „Das thut mir weh,
Daß du dich immer in den Weg mir stellest
Und meinen klaren Spiegel mir zerschellest;
Wärst du nicht da, wie ruhig könnt' ich fließen,
Und wie gemächlich mich in's Thal ergießen;
Du, — du allein
Verbitterst mir das Sein!"

Zum Bache sagt der Fels: „Das thut mir weh,
Daß du dich immer stürmend an mich drängest,
Und über meine Schultern neckend zwängest;
Wärst du nicht da, wie ruhig könnt' ich stehen,
Wie ungestört empor zum Himmel sehen;
Du, — du allein
Verbitterst mir das Sein!"

Und brāche nun der Fels auf einmal ein,
Wie würde doch dem Bache weh geschehen,
Sich in die Tiefe so verbannt zu sehen,
Und wie ein matter Sclav' auf sand'ger Heide
Dahin zu siechen ohne Schwung und Freude;
Nein, — er allein
Verschönert ihm das Sein!

Und bliebe nun der Bach auf einmal aus,
Wie würde doch dem Felse weh geschehen,
Des frischen Lebens sich beraubt zu sehen,
Das ihm sein Haupt, das ernste, dichtbemooste,
Mit liebenswürd'gem Uebermuth umkoste;
Nein, — er allein
Verschönert ihm das Sein!

Du, Theure, bist der Bach, und ich der Fels!
Das ist die Unverträglichkeit der Liebe,
Und weh uns beiden, wenn es nicht so bliebe!
Du wärest, wie der Bach, vom Fels geschieden,
Mir gieng' es, wie dem Fels, vom Bach gemieden; —
Du — ich — allein:
O Ruhe voller Pein!

Begleitung.

Den stillen Bach, der langsam schleichet,
Wall' ich entlang mit ernstem Sinn,
Und hefte wunderbar erweichet
Das Aug' auf seinen Spiegel hin.

Und wie ich sinnend vorwärts schreite,
So gibt ein Blümchen in dem Bach
Mir sanft sich wiegend das Geleite,
Und schiffet Schritt für Schritt mir nach.

Es folgt mir, — bis der Bach zur Stelle
Sich mündet in den raschen Fluß;
Da treibt, erfaßt von wilder Welle,
Das Blümchen fort im schnellen Schuß. —

So gibt, wenn ich oft sinnend schreite,
Gewiegt in sanft bewegter Brust
Erinnrung auch mir das Geleite,
Die welke Blume meiner Lust.

So folgt sie mir, — und nicht vergebens,
Ein süßer Trost, der treu mir winkt,
Bis sie erfaßt vom Strom des Lebens
Im wilden Wirbel untersinkt.

Die Weide am Bach.

Eine Weide steht am Bach,
Sieht den muntren Wellen nach,
Denkt sich wohl in ihrem Sinne:
„Rinne, kindisch Wasser, rinne!

„Habe Vieles schon gesehn
„Kommen und vorübergehn, —
„Sah den Bach mit Blumen kosen,
„Sah ihn wild im Sturme tosen.

„Bald von kargem Naß umspielt
„Sucht' ich drin umsonst mein Bild;
„Bald von grimmer Flut umgeben,
„Zagt' ich fast für's eigne Leben.

„Well' auf Welle treibt dahin,
„Während ich die alte bin,
„Millionen werden gehen,
„Und ich Weide werde stehen!"

Lebensstolze Weide, schweig',
Hast du keinen dürren Zweig?
Fühlst du nicht, wie schon die kühlen
Wasser deinen Fuß umspülen?

Kommen wird ein Wellchen einst,
Wohl noch eher als du meinst,
Das dem Fluß voll Schadenfreude
Sagt: „Gefallen ist die Weide!"

Ohnmächtiger Groll.

Ein kleiner Fluß durchströmt die Flur,
So ruhig und so rein,
Als trüg' ein leiser West ihn nur
Vorbei an Hütt' und Hain;
Ein leises Flüstern ist sein Laut,
Ein feuchter Kuß — sein Gruß,
Und Stein und Blume thun vertraut
Mit ihrem lieben Fluß.

Und Schwimmer werfen ohne Scheu
Sich an sein kühles Herz,
Und Schiffer treiben ohne Reu',
Ihn neckend, Ruderscherz;
Und Fischer senken unverzagt
Die Angeln in sein Haus,
Und locken, ohne daß er klagt,
Ihm seine Brut heraus.

Und dennoch, wenn es stürmisch ist,
Da schwillt der kleine Fluß,
Und grollt und trübt sich und vergißt
Auf Flüstern und auf Gruß.
Dann stürzt er sich in blinder Wuth
Auf Thal und Hain umher,
Und rast in tollem Uebermuth,
Und gleicht sich selbst nicht mehr.

Und die ihn erst geherzt, geneckt,
Mit ihm vertraut gethan,
Sie schaun, im Innersten erschreckt,
Das Ungeheuer an,
Das Ungeheuer, das so schlau
Den Riesengroll verbarg,
Für dessen Opfer Wald und Au
Jetzt kaum genügt als Sarg.

Sie fürchten, was unglaublich ist:
„Wer erst so friedlich war,
„Und seiner selbst nun so vergißt,
„Droh' einer Welt Gefahr.“
Der kleine Wüthrich aber hat,
Wie jedes Ding sein Ziel:
Vertobend ringt er selbst sich matt, —
Es war ein tolles Spiel! — —

Ein kleines Herz bewohnt die Brust,
So ruhig und so zahm,
Mit kleinem Schmerze, kleiner Lust
Begnügt sich's wundersam;
Es läßt sich necken von der Welt,
Läßt mit sich spielen gern,
Und thut so traut, so unverstellt,
Wie jedem Grolle fern.

Die kleinen Schätze, die es hegt,
Giebt's Allen offen preis,
Und kost und küßt und hüpft und schlägt
In mäßigem Geleis.
Und doch, wenn's außen stürmisch ist
Da schwillt das kleine Herz,
Und grollt und wüthet und vergißt
Sich selbst in wildem Schmerz;

Bringt sich und Anderen Gefahr
In blinder Raserei,
Und überflutet oft wohl gar
Die Ufer ohne Scheu.
Das kleine Herz es thut so toll,
Als wollt' es, zorngeschwellt,
In seinem riesenhaften Groll
Verschlingen eine Welt. —

Du kleines Herz, — ein Augenblick! —
So — wird's vorüberſein;
Bald ſinkſt du in dich ſelbſt zurück,
Und biſt, wie früher, — klein!
Gib dich zufrieden, bleib' in Ruh',
Dein Groll iſt lächerlich:
Gebrochen biſt doch eher — du,
Als — eine Welt durch dich!

Am Strome.

Wohin, wohin mit deinen Fluten,
Du stiller Strom aus fernem Land?
Hast du kein Glück mir mitzubringen,
Kein Freundeswort, kein Liebespfand?

Schlägt in den schönen Auen allen,
Die du bespülst, für mich kein Herz?
In allen Städten, die du spiegelst,
Kein Puls, der mitfühlt meinen Schmerz?

Ich steh' umsonst an deinem Rande,
Ich blick' umsonst hinein in dich;
So viele tausend klare Wellen,
Und nicht ein Tropfen Lust für mich?

So weit du ziehst, so weit du wanderst,
So viel du sahst an Glanz und Glück,
Du brausest kalt an mir vorüber,
Und lässest nichts, ach! nichts zurück!

O so beglücke mich denn anders,
Und weil du nichts für mich gebracht,
So nimm von hinnen, was mich quälet,
Und spül' es fort mit Wogenmacht.

Laß meine Schmerzen mich versenken
In deiner Wasser tiefes Grab,
Und trage sie mit rascher Eile
Zum fernsten Meere weit hinab!

Das Fischlein.

Du muntres Fischlein im klaren Strom
Mit deinen Spielen und Freuden,
Hast wohl ein behagliches Thun und Sein, —
Doch möcht' ich es dir nicht neiden.

Hast auch deine Feinde, deinen Verdruß:
Da sind vor Allen die Hechte,
Da ist der Fischer lüsternes Volk
Mit Angel und Garngeflechte.

Da sind die Wolkenbrüche, die wild
An's feindliche Land dich tragen,
Da sind die Winter, die deine Brut
In eisige Fesseln schlagen.

Da sind die Reiher in hoher Luft
Mit ihren durchdringenden Augen;
Da sind die Sommer, die deine Flut
Mit brennenden Lippen saugen.

Da sind die Wehre, die deine Bahn
Mit trotzigen Balken verdämmen,
Da sind die Mühlen, die deinen Lauf
Mit rauschenden Rädern hemmen.

Ja freilich kannst du in deinem Reich
Dich lustig wiegen und schnellen,
Und spielen im flimmernden Sonnenschein,
Und tändeln in plätschernden Wellen.

Das aber können wir eben auch,
So lang wir im Klaren blieben,
Und so wie man uns im Trüben fängt,
So fängt man auch dich im Trüben.

Nur daß dich Niemand darüber schilt,
Und daß es die Leute leiden,
Wenn rüstig gegen den Strom du schwimmst,
Darum könnt' ich dich beneiden!

Harmonie.

Ha, wie der Strom mit raschen Wellen
Sich hastend drängt das Thal entlang!
Bald sieht man sinken ihn, bald schwellen,
Ein stetes Kämpfen ist sein Gang.

Und doch vom Berg herab besehen
Erscheint er wie ein glattes Band,
Das glänzend, ohne sich zu blähen,
Quer über's grüne Thal sich spannt.

Ha, wie der Sturm mit seinen Händen
Hoch in des Forstes Wipfel greift,
Daß sie sich stöhnend drehn und wenden,
Als wären sie zum Fall gereift.

Und dennoch scheinen sie, gesehen
Von unten auf aus stiller Au,
So ruhig, reglos dort zu stehen,
Wie angeklebt an's Himmelsblau.

So nennst du Vieles Kampf im Leben
So scheint dir Vieles Sturm zu sein;
Denn freilich wohl, du stehst daneben,
Und stürzest oft dich selbst hinein.

Doch blick' von rechter Höhe nieder,
Blick' aus der rechten Tief' hinauf;
So löst. was Kampf dich dünkte, wieder
In Ruh' und Harmonie sich auf.

Der Zweig im Strome.

Vom Mutterstamme losgerissen
Treibt auf dem Strom ein Zweig daher;
Man sieht, er ist des Kampfs beflissen,
Doch faßt die Well' ihn mehr und mehr.

Und mitten aus dem Strom erhebet
Sich mächtig ein bemooster Stein;
Wie bang das Zweiglein ringt und strebet!
Der Fels soll ein Asyl ihm sein.

Hinrudert's, hat ihn schon umschlungen,
Und hält in einem Spalt ihn fest,
Dem Schwimmer gleich, der müdgerungen
Die Hand des Retters krampfhaft preßt.

Doch ach! des Felsens starre Massen
Verstehen sich auf Mitleid nicht;
Das Zweiglein kann nicht Wurzel fassen,
Wie warm es auch sein Herz umflicht.

Und lüstern haschen, kosend necken
Die Wellen rings, gewandt und frisch,
Und rauschen jetzt wie um zu schrecken,
Und flüstern jetzt verführerisch.

Das Zweiglein biegt sich hin und wieder,
Bald bäumt sich's wie im Todeskrampf,
Bald legt sich's auf die Wellen nieder,
Als gäb' es sich besiegt im Kampf.

Stets matter setzt es sich zu Wehre,
Stets tiefer — tiefer schwankt's hinein; —
Ach! wenn ich morgen wiederkehre,
Wird's wohl schon fortgerissen sein!

Das Mühlrad im Winter.

Wie ist von klarem Eisdemante
Das Mühlrad prachtvoll überglänzt!
Wie prangt es von krystallnen Spitzen
So wunderherrlich rings umkränzt!

Des Winters Hofgunst hat dem armen,
Gemeinen Rad ein Kleid verliehn,
Daß es sich fürchten sollt', im Lenze
Beschämt es wieder auszuziehn.

Und dennoch stöhnt's wie unzufrieden,
Und zittert wie vor Unmuth fast,
Als wollt' es sich des Schmucks entäußern,
Und quitt sein solcher edlen Last.

„Was willst du, Rad, du undankbares,
„Erkennst des Fürsten Huld du nicht,
„Der seiner Gnade vollsten Schimmer
„Verschwendrisch um den Leib dir flicht?!" —

Allein das Mühlrad stöhnt und seufzet:
„So spricht nur, wer mich, ach! nicht kennt!
„Ich bin so vieler Huld nicht würdig, —
„Sie ist ja nicht mein Element!

„Ich muß rollen,
„Mich bewegen,
„Mich im vollen
„Schwunge regen!
„Munter
„Hinunter
„In die Fluten tauchen,
„Meine Kraft will ich gebrauchen!
„Das Sausen
„Und Brausen
„Das ist meine Lust;
„Das Schäumen und Sprützen
„Das mag mir nützen,
„Das stärkt mir die Brust!
„Aber diese starren, kalten
„Eisdemanten, die mich halten,
„Diese Spitzen,
„Die mich ritzen,
„So schön sie mich schmücken,
„Sie werden mich erdrücken!

„Fürst Winter, hast zu viel Gnad', —
„Es taugt nicht für ein Mühlrad!
„Deine Huld — meine Pein!
„Bin dafür zu gemein.
„Wann der Lenz wird lachen,
„Wann die Wasser rauschen daher und dahin,
„Werd' ich mir nach meinem Sinn
„Schon selbst Diamanten machen!"

Der Wasserfall.

Im Thale dort, wo unter Fichten
Sich blühend wölbt der Erdenwall,
Da sprang einst über Felsenschichten
Ein ruheloser Wasserfall.

Und schien er oft sich zu besinnen,
Als sehnt' er endlich sich nach Rast,
So stürmt' er wilder bald von hinnen,
Und tobte mit erneuter Hast.

Wenn längst in allen Höh'n und Tiefen
Schon jedes Aug' in Schlummer brach,
Wenn alle Wind' und Wipfel schliefen,
War er allein noch laut und wach.

Wenn noch so klar und blau der Himmel
Herabsah auf des Frühlings Pfad,
Wälzt' er mit tosendem Getümmel
Sein schaumgetrübtes Wellenrad.

Er tobt' im Sommer ungemindert,
Wenn Alles lag von Glut erschlafft;
Er braust' im Winter ungehindert,
Verspottend seines Eises Haft.

Ob Donner ihre Keile kühlten
In seiner Wasser dunklem Teich,
Ob Blumen kosend mit ihm spielten,
Ihm war so Blum' als Donner gleich.

Und wenn oft Tannen auf ihn fielen,
Und Felsen sausten niederwärts,
Wie Gaukler mit den Aepfeln spielen,
Trieb er mit Tann' und Felsen Scherz.

Ob ihm dabei auch wohl gewesen,
Ob Lust, ob Pein sein Stürmen war,
Wer kann im Wogenaufruhr lesen?
Wem ist das Herz der Tiefen klar?

Da borst der nahe Berg in Trümmer,
Und saust' herab mit Donnerschall,
Und überschüttete für immer
Den ruhelosen Wasserfall.

Er ist verschollen und verschwunden,
Er schläft nun drunter ungeweckt;
Die Ruhe, die er nie gefunden,
Er fand sie, seit ihn Erde deckt!

Am Meere.

Scandit aeratas vitiosa nav
Cura. Horat. II. 16.

Wenn meine Seele traurig war,
Wie sie es oft gewesen,
Stieg ich zum höchsten Berge gar, —
Sie konnte nicht genesen.

Ein ander Mal, wenn schwer mein Herz,
Stieg' ich zu Thale nieder;
Doch wer mir nachstieg, war — der Schmerz,
Mein Schatte war er wieder.

Und in des Lebens lautem Schwall,
In einsam stiller Hütte,
Er sucht' und fand mich überall,
Und folgte meinem Schritte.

Nun flücht' ich mich zu dir, o Meer,
Zu dir zum ersten Male; —
Was schreitet vom Gebirg einher
Im fahlen Abendstrahle?

Ich kenn' ihn gut — ja — das ist er,
Mein ewiger Begleiter!
Hinaus, mein Herz, hinaus auf's Meer,
Und muthig steure weiter.

Es ist ein neues Element,
Wo er mich nie getroffen; —
Wenn er auch dieses heimisch nennt;
Was hab' ich noch zu hoffen? —

Das Memnonsbild.

Die grauen Morgennebel wehen,
Und hüllen noch die Gegend ein;
Man sieht die Kirch' am Berg nicht stehen,
Man weiß es nur, dort muß sie sein.

Die Glocke ruft zur Frühmett' eben,
Und weckt die Schläfer aus der Ruh'; —
Man sieht die Pfade sich beleben,
Das Landvolk wallt der Kirche zu.

Sonst herrscht noch ringsum tiefes Schweigen,
Der Gukuk ruft nur in der Au,
Und wie die Zweig' im Wind sich neigen,
Tropft rieselnd nur in's Gras der Thau.

Schon ist die Kirch' am Berge droben
Von frommen Betern angefüllt,
Indeß, allmählich weggeschoben,
Der Nebel Berg und Thal enthüllt.

Und gleich dem alten Memnonsmahle,
Das hell erklang im Morgenstrahl,
Klingt's auch beim ersten Sonnenstrahle
Vom Kirchlein sanft hinab in's Thal.

Sommerdürre.

Der Erde dürre Lippen sind zersprungen,
Nach Labung schmachtet alle Creatur;
Geopfert wird, gebetet und gesungen.
Es weint die Noth, — dies Wasser gibt es nur.

Doch diese Tropfen steigen auf zum Aether,
Ein Engel sammelt sie mit sanftem Blick,
Und schickt der Erde früher oder später
Geläutert ihren eignen Zoll zurück.

So kommt für Demuth Rührung uns entgegen,
So zahlt der Himmel, was der Mensch ihm gab,
Und was die Noth hinauf geweint um Segen,
Weint er zum Segen für die Noth herab.

Sonnenregen.

Aus rabenschwarzen Wolkenfalten
Strömt kühler Regen in das Thal,
Dazwischen sticht aus blauen Spalten
Wohlmeinend heißer Sonnenstrahl.

O falsches Lächeln, Sonnenregen,
Glanzvoller Tod für Reb' und Flur!
Statt Blumenleides mild zu pflegen,
Versengt er und verkrümmt er nur. —

Auch aus des Menschen trüben Augen
Fällt manche Thräne bang und schwer;
Da blinkt, wie um sie aufzusaugen,
Ein Freudenstrahl dazwischen her.

Wir nennen ihn bethört willkommen,
Wir hoffen aufzublühn durch ihn,
Doch bald wird uns der Wahn benommen,
Denn Qual nur ist, was Segen schien.

Der Freudenblick war Sonnenregen,
Ein falscher, gifterfüllter Glanz:
Statt unsres Herzens mild zu pflegen,
Sengt und verkrümmt er nur es ganz.

Sturmconcert.

Die Nacht, verhüllt in schwarzen Schleier,
Drückt ihre Augen blinzend zu;
Der Sturm, der ungestüme Freier,
Mißgönnt ihr eifernd diese Ruh'.

Er spannt als Saiten Riesenbäume
Sich zwischen Erd' und Himmel auf,
Und spielet seine Liebesträume
In wilden Melodieen drauf.

Er rüttelt Berg' und Felsenklüfte,
Sein Sängervolk, vom Schlaf empor,
Und läßt sie durch das Reich der Lüfte
Hinorgeln ihren Fugenchor.

Und auf des Meeres Wellentasten
Spielt er sich schier die Finger matt,
Denn seine Liebe will nicht rasten,
Bis sie Gehör gefunden hat.

Allein die Nacht, die stolze Schöne,
Liegt träg und unempfindlich da,
Und statt zu würd'gen seine Töne,
Erbost sie drüber sich beinah'.

Oft wirft sie, Hohn statt Lieb' ihm zollend,
Ein kurzes Donnerwort ihm hin,
Und schießt bisweilen Blitze, grollend,
Aus ihrem schwarzen Aug' auf ihn.

Brand und Nordlicht.

Ein Nordlicht hatt' einmal geglühet
Und morgenroth die Nacht behaucht,
Als wär' die Sonn' entzwei gesprühet,
Bevor sie sich in's Meer getaucht.

Die Leute liefen rings zusammen
Und rüttelten die Glocken wach,
Als stünd' ihr halbes Land in Flammen,
Als gält' es bald ihr eignes Dach. —

Ein andermal vor wenig Jahren,
Da war die Nacht auch mächtig hell;
Vom ersten Schlaf emporgefahren
Lief alles Volk in Hast zur Stell'.

Und staunend sahen sie das Feuer,
Das zuckend brannt' am Firmament,
Und schrie'n bewundernd: „Ungeheuer!
„Das ist's, was man ein Nordlicht nennt!" —

Am nächsten Morgen aber kehrte
Die Botschaft ein, zu Schreck und Gram:
„Daß Brand die Nachbarstadt verzehrte, —
Weil Niemand ihr zu Hilfe kam.“ —

O blödes Säumen, toll Gerenne!
Klug eben sind die Menschen nicht:
Wo's licht ist, meinen sie, es brenne,
Wo's brennt, da schrei'n sie staunend: „Licht!“ —

Wiederschein.

Oft steht die Sonne noch recht hoch,
Recht hell ist's oft am Tage noch,
Und plötzlich fällt uns in das Zimmer
Ein überraschend fremder Schimmer;

Ein bläßrer Schein, als Abendlicht,
Und doch von ihm verdunkelt nicht,
Wie Abglanz eines Lichts aus Welten,
Wo unsre Sonne nicht mag gelten.

Es ist des Mondes Wiederschein,
Der mahnend scheint zum Tag herein,
Und auf die Wand, noch sonnumstrahlet,
Die Ahnung bald'ger Nacht hinmalet.

So zuckt oft bei noch jungem Sinn
Ein Streiflicht durch die Seel' uns hin,
So fremd, ganz von dem Licht verschieden,
Womit uns Jugend strahlt hiernieden.

Ob nicht aus einer andern Welt
Oft solch ein Strahl herüberfällt,
Als Dämmerlicht aus einem Sterne,
Der uns bestimmt ist in der Ferne?!

Trost.

Die Luft ist trüb, das Licht ist matt,
Und graue Wolken hangen nieder,
Die Vöglein, wie des Fluges satt,
Ziehn scheu und flatternd hin und wieder.

Die Nebel sitzen auf den Höh'n,
Und alles Leben scheint zu stocken,
Und frostig rauhe Winde wehn,
Und Blätter zittern wie erschrocken.

Du meinst wohl, Abenddämmerung
Sei schauernd angebrochen eben:
Nein, Morgendämmrung ist's, und jung
Wird bald im Ost der Tag sich heben. —

Der Berg ist kahl, der Baum entlaubt,
Das fette Grün der Trift verdorben,
Mit lockrem Schnee die Flur bestaubt,
Und Klang und Sang im Hain erstorben.

Der Stoßwind heult die Haid' entlang,
Die Bäche schleichen träg wie Schlangen,
Und wie von Trauerflören bang
Ist rings der Himmel schwarz umhangen.

Du meinst wohl, Winternähe sei's,
Was traurig angebrochen eben;
Nein, Winterscheiden ist's, — aus Eis
Wird bald der Lenz sich jung erheben. —

Du bist gar oft so trüb, mein Herz,
Und weinst durch Augen, die dich spiegeln,
Als wollte Nacht und Winterschmerz
Dir bald den Quell der Lust versiegeln.

O quäle, wenn's dich so beschleicht,
Dich nicht mit mißverstandnem Wehe:
Statt Nacht und Winter ist's vielleicht
Nur Morgendämmrung, Frühlingsnähe.

Sonnen-Abschied.

So lang die Sonn' am Himmel sprühet
In vollster Glut, in hellster Pracht,
Stehn wir geblendet und durchglühet,
Und huld'gen staunend ihrer Macht.

Wir fühlen, daß kein Glück, kein Leben
Hienieden blüht ohn' ihren Strahl,
Und dulden willig und ergeben
Des schweren Dienstes süße Qual.

Doch abends, wenn sie von uns scheidet,
Beseufzt vom West, beweint vom Thau,
Dann sind die Höh'n von Flor umkleidet,
Und Wehmuth kommt auf Thal und Au.

Und sanfter, wie durch Thränen blinkend,
Nicht blendend strahlt sie, zögert lang,
Blickt oft zurück, und zeigt, versinkend,
Am schönsten sich im Untergang! —

O Liebe, gegenwärt'ge Liebe,
Der Sonn' am Mittag bist du gleich:
Wir schmachten hin in heißem Triebe,
Durch dich gequält und doch so reich.

Doch, Liebe, wenn es geht an's Scheiden,
Der Abendsonne gleichst du dann:
Da fangen erst die süßen Leiden
Der namenlosen Wehmuth an;

Und diese langen, seelenvollen,
Unendlich milden Blick' in's Herz,
Die haften, doch nicht blenden, wollen,
Und diese Glorie voll Schmerz;

Dieß bange Zögern im Entschwinden,
Dieß ewige Zurückesehn,
Und im Verlieren dieses Finden,
Und in der Trennung dieß Verstehn!

Hell und trüb.

Manchmal ist der Himmel heiter,
Wie ein helles blaues Meer,
Weiter sucht der Blick und weiter,
Nicht ein Wölkchen findet er.

Nur am fernsten Bergessaume
Hangt ein Flöckchen, dünn und bleich,
Gaukelt fort am Himmelsraume,
Einem Wolkenkeime gleich. —

Und so ist oft trüb der Himmel,
Rings umhangen, rings bedeckt,
Und von grauem Wolkenschimmel
Bunt sein weiter Schild gefleckt.

Nur wo an des Westens Schwelle
Fahl der matte Strahl sich bricht,
Einer Ahnung gleich von Helle,
Zollbreit kaum, ein Streifchen Licht.

Wie der Himmel ist zu schauen
In der reinsten Klarheit Schein,
Wie er's ist im Wettergrauen
Mög' auch meine Seele sein!

Ob im fröhlichsten Gefunkel
Auch ein Wölkchen Schmerz wo sitzt,
Wenn mir nur durch's trübste Dunkel
Stets ein lichter Streif noch blitzt.

Eile und Weile.

Fort, lieber Schwager, und weile nicht
In diesem öden Gestein!
Durch kahle Föhren schaut Sturmgewölk
In den schäumenden Bach herein.

Kein Haus, keine Hütte, kein Pilger rings,
Kein Halm, kein Blümchen umher,
Kein Vogel am Ast, keine Zieg' am Fels, —
Als wär's in der Welt nicht mehr.

Der Schwager spricht: „Möcht' selber fort;
„Doch was hilft Weh und Ach?
„Die Straße kriecht den Berg hinan,
„Wir müssen der Straße nach!" — —

Halt' ein, mein lieber Schiffer, halt' ein!
So heißt es ein andermal;
An lieblichen Ufern spielet der Mai
Im lachenden Sonnenstrahl.

Hier freundliche Dörfer und Schlösser dort
Und Spiel und Tanz und Geläut:
In goldenem Rahmen Alles vereint,
Was genießende Menschen erfreut!

Der Schiffer spricht: „Blieb' selber gern;
„Doch was hilft Weh und Ach?
„Die Wellen rinnen den Strom hinab,
„Wir müssen den Wellen nach!“ —

Erinnerung.

Einst wünscht' ich droben hoch zu stehen
In eines Gletschers Eisrevier,
Und königstolz herabzusehen
Auf all' die Hügel unter mir.

Da, meint' ich, würd' ein Lied sich schwingen
Aus freier, unbeklommner Brust,
Wie's nie im Thale kann gelingen,
Voll ungebundner, heil'ger Lust. —

Einst wünscht' ich abgesperrt zu träumen
Von aller Welt auf ferner Au;
Da, meint' ich, würd' ein Lied mir keimen
So sanft und mild, wie Duft und Thau. —

Einst wünscht' ich staunend zu belauschen
Den Ozean in seiner Wuth;
Da, meint' ich, müßt' ein Lied mir rauschen
So ungestüm, wie Sturm und Flut. —

Und als ich auf der Alpe droben
In freien Lüften blickt' herum,
Da fühlt' ich mich zu sehr erhoben,
Ich sah und staunt' und lehnte — stumm.

Und als umblüht vom stillsten Frieden
Ich wallt' auf ferner Au herum,
Da schien ich mir zu abgeschieden,
War wehmuthselig, aber — stumm.

Und als ich stand auf steilen Riffen,
Wo zürnend sprang das Meer hinan,
Da starrt' ich zitternd und ergriffen,
Mein Lied ertrank im Ozean. —

Doch heimgekehrt von meiner Reise,
Im trauten, stillen Kämmerlein,
Da stellte wieder leise, leise,
Das scheugewordne Lied sich ein;

Und klomm in der Erinnrung wieder
Mit mir zur Gletscherwelt hinan,
Und stieg mit mir zur Au hernieder,
Und trat mit mir zum Ozean;

Und rief, zum Anschaun fast gesteigert,
Vor's Aug' mir Alles frisch und jung,
Und was mir der Besitz verweigert,
Vergalt mir die Erinnerung.

Anfragen.

Eiche, einsamstehende
Zwischen den Aeckern am Rain,
Frische Kühlung wehende,
Sage, gedenkst du noch mein?
Wie oft ich, an deinen Stamm gelehnt,
Sinnend vor mich hin sprach,
Und viel gedacht und viel mich gesehnt,
Ich weiß nicht, woran, wonach?

Fluß, du meergrünstrahlender
Zwischen Gebüsch und Gestein,
Burgruinen malender,
Sage, gedenkst du noch mein?
Wie oft ich, in deiner kühlen Flut
Plätschernd, die Brust erquickt,
Und träumend an deinem Strand geruht,
Und still dir nachgeblickt?

Burg, du epheustrotzende,
Mächtiger Bergwardein,
Noch im Falle trotzende,
Sage, gedenkst du noch mein?
Wie oft ich in deiner ernsten Ruh,
Selig in Einsamkeit,
Mir dacht', ich sei so alt wie du,
Und lebt' in deiner Zeit?

Wiese, du quelldurchbänderte,
Duftend im Morgenschein,
Blau und weiß geränderte,
Sage, gedenkst du noch mein?
Wie oft ich weiße Levkojen dir,
Blaue Vifolien nahm,
Und niemals arm an Blumenzier
Von dir nach Hause kam?

Plätzchen, unvergeßliche,
Bitte, gedenket mein!
O wie schmerzt das häßliche,
Böse Vergessensein!
Laßt es mich einst beim Wiedersehn
Fühlen durch Glanz und Pracht,
Fühlen durch Blühn und Rauschen und Wehn,
Daß ihr an mich gedacht!

Abendlieder.

1.

Bächlein, sprich, was eilst du so?
Halt' ein wenig still;
Siehst du nicht, wer rastend hier
Mit dir plaudern will?

Siehe, schläfrig drückt der Tag
Schon sein Auge zu;
Gönntest, wohl so lang er wach,
Dir nicht Rast, noch Ruh'.

Was auch winkte, was auch rief
Lockend da und dort,
Du besannst dich nirgend lang,
Hüpftest eilig fort.

Was du nicht bis nun erreicht,
Nicht bis nun vollbracht,
Heut' erreichst du's nimmermehr,
Vor der schwarzen Nacht.

Hast kein Haus und keinen Freund,
Niemand harret dein,
Niemand klaget sehnsuchtsvoll:
„Ach, wo mag er sein?“

Bette drum bei mir auf Kies
Zwischen Grün dich hier,
Aeugle mit den Sternen dort,
Plaudere mit mir!

„Du sagst, es rufe Niemand mir
„Mit sehnsuchtsvollem Ach?
„Was wäre denn der liebe Fluß?
„Geh', du warst nie ein Bach!

„Der liebe Fluß, wie breitet er
„Die Arme nach mir aus,
„Wie drückt er mich an's Wellenherz
„Mit freudigem Gebraus!

„Wie blitzt er mir beim Mondenlicht
„Von weitem schimmernd zu:
„Ich blieb ihm keine Nacht noch aus,
„Find' erst bei ihm die Ruh'.

„Wie würd' er weinen, käm' ich nicht,
„Wie rauscht' er dumpf und hohl!
„Er nennt mich seinen treuen Bach,
„Ich bin's auch! — Lebe wohl!"

2.

Leuchtkäferlein
Mit grünem Schein,
Halt' still und laß dich fangen!
Sollst mir ein treuer Leuchter sein,
Zu stillen mein Verlangen.

Dieß Blättchen hier
Es kam von Ihr,
Es ist von Ihr beschrieben,
Das erste Du verkündet's mir:
Wer's schätzen will, muß lieben!

Wohl tausendmal
Beim Sonnenstrahl
Las ich das Du mit Freuden;
Möcht' gern bei Nacht nun auch einmal
An diesem Du mich weiden.

Schwarz ist die Nacht,
Kein Sternlein lacht,
Leuchtkäferchen, du holdes,
Dieß liebe Du mit aller Pracht
Des grünen Lichts vergold' es!

3.

Alle Wipfel nicken schweigend,
Sich in stiller Feier neigend,
Leise, wie mit banger Scheu
Zieht der ernste Strom vorbei.

Und die Vögel ziehn und fliegen
So behutsam und verschwiegen,
Und der Berge großer Chor
Ragt in heil'ger Ruh' empor.

Selbst der Himmel, dessen Farben
In ein sanftres Blau erstarben,
Gibt durch wolkenlosen Grund
Seine stille Freude kund.

Alle Töne sind verschollen,
Alle Klänge sind verquollen,
Jede Stimme hält an sich, —
Herz, mein Herz, bemeistre dich!

Gern zu meines Schöpfers Preise
Säng' ich, wenn gleich still und leise,
Doch die Lippe wagt es nicht,
Nur die Thrän' im Auge spricht.

4.

Vom Berge tönt eine Glocke,
Sie tönt so traurig her:
„Heut' läutet' ich einem zu Grabe,
„Drum tön' ich gar so schwer!"

Vom Thurme jubelt ein Glöcklein,
Kein zweites jubelt so:
„Heut' läutet' ich einem zur Trauung,
„Drum tön' ich gar so froh!"

Vom Feld her wimmert so schaurig
Der Glocken widriger Klang:
„Heut' läutet' ich Brand dem Dorfe,
„Drum tön' ich gar so bang!"

Vom Wald her tönet ein Glöcklein,
Tönt halb gedämpft, halb rein:
„Heut' läutet' ich einem zur Taufe,
„Wie wird sein Leben sein?"

Das ist das Gespräch der Glocken,
Verschieden klingen sie,
Und wenn sie zusammenklingen,
Gibt's doch eine Harmonie.

5.

Zwischen Bergen sinkt die Sonne
Nieder in das Wellengrab,
Auf dem Berge steht der Hirte,
Flötet in das Thal hinab.

Und die Herden, die zerstreuten,
Was sich weidend rings verlor,
Alle hören sie die Flöte,
Lauschen alle still empor.

Aus den Klüften, aus den Wäldern,
Aus Gebüsch und Hag und Hang,
Alles findet sich zusammen
Bei dem heimatlichen Klang. —

Und so wird an jenem Abend,
Wo die Welt soll schlafen gehn,
Auf der Erde höchstem Gipfel
Einst, als Hirt, ein Engel stehn.

In die Flöte wird er blasen,
Die der Herr ihm selbst gestimmt,
Daß sie höre, was da wandelt,
Was da fliegt und kriecht und schwimmt.

Und die Herden werden lauschen,
Und die Herden werden ziehn,
Und dem süßen Heimatrufe
Sehnsuchtsvoll entgegenfliehn.

6.

Wenn kaum die Sonn' im Osten flimmert
Geh' ich vorbei an ihrem Haus,
Vom jungen Morgenstrahl umschimmert
Sieht Sie zum Fenster stets heraus.

Da fühl' ich mich beglückt, gesegnet,
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Mir ist das Freudigste begegnet,
Da mißt mit mir kein Zweiter sich.

Und abends wenn die Sonne sinket,
Und sich verliert des Tags Gebraus,
Da weiß ich, wo ein Stern mir winket,
Ich kenne ja mein liebes Haus.

In unbelauschter Dämmrung wieder
Schick' ich empor der Sehnsucht Kuß,
Und immer sah Sie noch hernieder,
Und nickte mir den Abendgruß.

Und dennoch ist mein Herz beklommen,
Und dennoch ist so trüb mein Blick,
Bringt gleich der Tag in seinem Kommen,
Bringt er mir gleich im Scheiden Glück.

Ich fühle doch mich nie geborgen,
Vor heißer Unersättlichkeit,
Weil farblos ist und voll von Sorgen
Die ganze lange Zwischenzeit.

Vom dürren Laube.

1.

Der Frühling ist gekommen
Und mustert sein Gebiet,
Fast bangt ihm, wie er Alles
Berechnend übersieht.

Für alle diese Felder
Bedarf er Blütenstaubs,
Für alle diese Wälder
Bedarf er jungen Laubs.

Hier braucht er laue Weste,
Dort klaren Quellkrystall,
Hier lose Schmetterlinge,
Dort süßen Liederschall.

Und wie er Alles mustert,
Da sieht er auch ein Blatt
An einem Aste kleben,
So falb und lebensmatt.

„Willkommen, ruft der Frühling,
„Du einsam Blättchen hier;
„Wir sahn uns ja schon einmal, —
„Sprich, — was erhielt dich mir?“ —

„ „Mich lockte, rauscht das Blättchen,
„ „Die Mähr von dir, o Mai,
„ „Daß du nach jedem Winter
„ „Rückkehren sollst getreu.

„ „Ich konnt' es nie verstehen,
„ „Hielt's nur für eitlen Trost,
„ „Und dacht' mir schon im Herbste:
„ „Nun hast du ausgekost!

„ „Und als der öde Winter
„ „Die Welt in Schnee verbarg,
„ „Da wähnt' ich sie begraben
„ „Im Alabastersarg! —

„ „Doch nein — da kommst du wirklich,
„ „Bringst deinen Gruß mir dar, —
„ „Nun will ich gerne fallen:
„ „Die Mähr vom Lenz ist wahr!“ “

2.

Gebt Acht, es ist bei jedem Baume fast,
Wenn ihm der Herbst den Blätterschmuck zerstäubt,
Daß, wie vergessen wo an einem Ast,
Ein einzeln dürres Blättchen haften bleibt.

Nicht Zufall dünkt es mich; nach meinem Sinn
Ist das des Blättervolks Tradition,
Die Sage, die sich forterbt hin und hin
Vom dürren Vater auf den grünen Sohn.

Das Blättlein, das vergessen, welk und matt,
Muß bleiben und bestehn des Winters Qual,
Als bleicher Warner, wenn das erste Blatt
Hervor sich drängt im lauen Frühlingsstrahl.

Die jungen Blättlein, üppig, fett und grün,
Sie wähnten sich in tollem Uebermuth
Bestimmt, für eine Ewigkeit zu blühn;
Und ahnten nicht, wie weh das Welken thut.

„Ihr blüht nicht ewig, ihr geht auch zur Ruh',
„Wie's mir ergangen, wird es euch ergehn!"
So rauscht der Blättergreis dann ihnen zu,
Und läßt vom Weste sich zu Grabe wehn.

3.

Wenn einmal Herbstluft durch die Bäume weht,
Dann ist das Laub nicht länger mehr zu halten,
Und wenn der Gärtner durch den Garten geht,
Hat er vollauf zu schaffen und zu schalten.

Doch was er thut, er thut sich's nicht zu Dank,
Indeß er schaufelt, rieseln Blätter nieder,
Und fegt er heut die Wege noch so blank,
Noch dichtres Laub bedeckt sie morgen wieder.

Und sieht er dann, wie sein Bemühn nicht frommt,
So geht er endlich theilnahmlos vorüber,
Und denkt sich: „Laß es, wenn der Winter kommt,
So deckt er ohnehin sein Bahrtuch drüber.“ —

So wie dem Gärtner wird es Jedem gehn,
Wenn Herbstluft einst hinschauert durch sein Leben,
Und Hoffnungen um Hoffnungen verwehn,
Und Träum' um Träume, Blüten gleich, entschweben.

Dann schaufeln wir umsonst mit bangem Schweiß,
Um wenigstens noch fußbreit aufzuräumen;
Allein die Arbeit überwächst den Fleiß,
Und fröstelnd stehn wir unter kahlen Bäumen.

Da legen wir die Hände in den Schoos,
Herzwinter kommt, wir sehn ihm still entgegen,
Und lassen ihn am Ende theilnahmlos
Auf unsrer Freuden Sarg sein Bahrtuch legen.

Herbstblätter.

1.

Du ruhiger, bescheidner Herbst,
Wenn du die Blätter gleich entfärbst,
Du bist mir doch willkommen,
Du dämpfest in der Menschenbrust
Den lauten Saitensturm der Lust,
Du machst sie süßbeklommen.

Ein einz'ger Hauch aus deinem Mund
Verändert schnell das Erdenrund,
Und gibt ihm neue Farben;
Das fette Grün der Flur erblich,
Der Blütenstaub des Lenzes wich,
Des Sommers Gluten starben.

Entlaubte Bäume, fern und nah,
Wie dürre Kreuze stehn sie da
Auf falben Gräberhügeln;
Die Bienen haben ausgesummt,
Des Waldes Vögel ziehn verstummt
Mit mattgesenkten Flügeln.

Die Welt ist alt geworden rings,
Der Schwung des schönsten Schmetterlings,
Des Herzens, geht zur Tiefe;
Es spinnt und puppt sich langsam ein,
Als ob der Sonne bläßrer Schein
Zur stillen Rast es riefe.

Und dennoch, du bescheidner Herbst,
Ob Blatt und Herz du gleich entfärbst,
Kann ich nicht gram dir bleiben;
Die stille Sabbathfeierzeit
Der allgemeinen Sterblichkeit
Beginnt ihr ernstes Treiben.

2.

Es stand ein Baum im Garten,
Ein schattenreicher Baum,
Der Blumen aller Arten
Beschirmt' auf weitem Raum.

Er schützte sie vor Regen,
Er deckte sie vor Wind,
Er träufte seinen Segen
Hernieder mild und lind.

Da schlug auch seine Stunde,
Er ward vom Beil gefällt,
Da waren in der Runde
Die Blümlein blosgestellt.

Deßungeachtet blühten
Sie auch im nächsten Mai,
Und dufteten und glühten
Noch einen Lenz und zwei.

Doch in der Lenze dritten
Kam dies und das nicht mehr,
Und die da kamen, litten
Und kränkelten gar sehr.

Noch standen sie zu Paaren,
Dann einzeln hier und dort,
Nach wenig kurzen Jahren
War auch das letzte fort.

3.

Ade, ihr Schwalben, ade!
Zieht fort über Land und See,
Zieht frei und freudig hinaus,
Ich bleibe gefangen zu Haus.

Zieht milderen Sonnen zu,
Sucht draußen ferne die Ruh', —
Habt Recht, ihr Schwalben, habt Recht:
Seid gar ein glücklich Geschlecht!

Wenn kühlere Lüfte wehn,
Könnt ihr zu wärmeren gehn;
Wenn unsere Blumen verblühn,
Könnt ihr zu schöneren ziehn.

Könnt suchen anderen Mai,
Wenn unserer längst vorbei;
Könnt zwitschern auf grüner Flur,
Wenn unsre der Nord durchfuhr.

Und bräch' über's Land, wie ein Meer,
Aufwachsender Winter daher,
Ihr wandert getrost, denn ihr wißt,
Wo etwas vom Lenze noch ist.

So zieht denn mit munterem Sinn,
Zieht frei und freudig dahin;
Den Lenz, der längst mir entwich,
O grüßet ihn freundlich für mich!

4.

Wenn der Herbst hereingebrochen,
Da belebt die Luft sich wieder,
Vöglein, die sich lange duckten,
Flattern ängstlich auf und nieder.

Nach dem Land, aus dem sie kamen,
In des jungen Lenzes Schimmer;
Ziehn sie fort so ungeduldig,
Gleich als litt' es hier sie nimmer.

Solchen Vöglein gleich entflattern
Meiner Brust nun manche Lieder,
Suchen Aest' und grüne Zweige,
Schwirren ängstlich hin und wieder.

Doch da längst mein Lenz entschwunden,
Schaaren sie sich nur zusammen,
Um nach Hause fortzufliegen
In das Land, dem sie entstammen.

5.

So soll's mit allem Sonnenschein
Denn wirklich schon vorüber sein?
Oft hab' ich, es zu glauben, Müh',
Und mein', es sei denn doch zu früh.

Und mein', es komm', ehvor es schneit,
Gewiß noch einmal schöne Zeit
Mit blauem Himmel, lauem Licht,
Ja selbst ohn' alle Blumen nicht.

Das ist die Zeit, wo man nach Lust
Noch einmal voll sich schöpft die Brust,
Um auszudauern dann wenn's friert,
Bis endlich wieder Frühling wird.

Und diese Zeit erwart' ich noch, —
Mir kam sie noch nicht, — oder doch?
Liegt sie vielleicht schon hinter mir,
Indeß mein Herz sich sehnt nach ihr?!

6.

Ihr Vöglein im herbstlichen Busche,
Warum entflieht ihr vor mir?
Ich will euch ja nicht haschen,
Gar friedlich wandl' ich hier.

Bleibt, bleibt, ich will euch nur sehen,
Bleibt, bleibt mit fröhlichem Muth!
Ich bin euch lustigen Kleinen
Nur recht so vom Herzen gut. —

Ihr schönen Freuden der Jugend,
Was flieht ihr denn meinen Sinn?
Ich will euch ja nimmer erhaschen,
Ich weiß wohl, die Zeit ist dahin!

Ich will euch ja nur von ferne
Noch einmal genügsam erspähn.
Und lächelnd der Zeiten gedenken,
Wo ich euch näher gesehn. —

Was fliehst du, liebliches Mägdlein,
So scheu, so spröde vor mir? —
Ich sende ja nicht meine Blicke
Wie lüsterne Werber nach dir.

Mein Herz, es zog die Flügel
Der Leidenschaft längst schon ein;
Bei Gott! ich will dich nicht lieben,
Ich will ja nur gut dir sein!

7.

Im Frühling ist Natur so hold,
Wie eine junge Dirne,
Mit Wangenroth, mit Lockengold,
Mit faltenloser Stirne.

Im Herbst ist sie Matrone schon
Mit blaßgehärmten Wangen,
Wo Sehnsucht aufschlug ihren Thron
Nach manchem, was vergangen.

Ein glattes Antlitz lieb' ich nicht,
Auf welchem nichts geschrieben,
Kein Zug von dem, was Herzen bricht,
Nur Licht und nichts des Trüben.

Mir ist ein neues, blankes Schloß
So zaubrisch nie erschienen,
Als so ein moos'ger Steinkoloß
Zerfallner Burgruinen.

Im Herbst da zeigt das Jahr die Spur
Gediegener Vollendung,
Und schreibt auf's bunte Blatt der Flur
Den Freibrief seiner Sendung.

Dann merkt man's im Gesicht ihm an,
Daß es sein Rund durchschritten,
Und seine große Pflicht gethan,
Und seinen Streit gestritten.

Die Welt im Lenz bewundr' ich nur,
Weil Glanz mit Lust sie einet,
Im Herbste lieb' ich die Natur,
Weil sie mir leidend scheinet.

8.

Ei, wie die Fliegen lustig spielen
Im freundlichlauen Spätherbstlicht!
Ei, wie die Käfer lüstern wühlen
Im warmen Moose, grün und dicht!

Das ist ein Treiben und ein Regen,
Das ist noch eine Fröhlichkeit,
Als gieng' es erst dem Lenz entgegen,
Als wär' es noch vom Winter weit.

Und wehen wird in wenig Tagen
Ein kalter Wind vom Norden her,
Und graue Wolken wird er jagen
Am bleichen Himmel, flockenschwer.

Und all' die Käfer, all' die Fliegen,
Die lustig schwirren ringsherum,
Sie werden sinken, werden liegen,
Vieltausend Leichen, starr und stumm.

Man sieht es, ohne drauf zu achten,
Man nimmt es hin wie einen Scherz,
Doch wollte man es ernst betrachten,
So fiel' es, mein' ich, schwer auf's Herz.

Wenn wir im Freudenstrahl uns sonnen,
Uns brüstend mit des Glückes Kranz,
Sind wohl viel sichrer unsre Wonnen,
Als die der Flieg' im Sonnenglanz?

Wer weiß, wie bald aus fernen Klüften
Ein ungeahnter Stoßwind braust?
Wer weiß, wie bald aus trüben Lüften
Ein jäher Schneesturm niedersaust?

Wir blöden, stolzen Eintagsfliegen,
Da treiben wir uns bunt herum,
Und nur ein Lüftchen, — und wir liegen,
So wie die andern, starr und stumm!

9.

Fallende Blätter, sinkendes Leben,
Mahnender Ernst in gaukelndem Spiel;
Was es auf Erden Schönes gegeben, —
Fallende Blätter: — es welkt', es fiel.

Fallende Blätter, fallende Freuden,
Dünn ist dein Stengel, blühender Scherz;
Fallende Blätter, schwindende Leiden,
Seinen Herbst erkennt auch der Schmerz.

Fallende Blätter, dorrende Liebe,
Alternde Freundschaft, welkende Lust!
Wenn nur am End' ein Blättchen uns bliebe,
Daß man es einleg' in's Stammbuch der Brust.

Seh' ich die herbstlichen Blätter so schwanken,
Gaukeln im Norde dahin und daher,
Macht es mir immer ernste Gedanken,
Macht es mir immer die Seele so schwer.

Ach so entblättert das Leben uns Alle,
Bis wir gleich Stämmen, gleich dorrenden, stehn,
Und in des Daseins düsterer Halle
Schönerem Frühling entgegensehn.

Wieder werden die Bäume grünen,
Wieder wird Frühling einmal erglühn;
Werden wir dürren Stämme mit ihnen
Auch uns belauben und nochmal blühn?!

10.

Alle Bäum' im ganzen Haine
Waren grün zur Sommerszeit,
Keine falb und farblos keine,
Kräftig Stamm an Stamm gereiht.

Wie vereint zu trautem Bunde
Schienen gleich an Dauer all',
Oder einst zu gleicher Stunde
Alle rief zum Blätterfall.

Nun der Sommer ist vergangen,
Nun der rauhe Herbst erschien,
Seht ihr roth und gelb sie hangen,
Wenige nur stehn noch grün.

Und die wir die schönsten nannten,
Sind am ersten falb und kraus,
Und die grünen, kaum gekannten
Finden wir nun leicht heraus. —

In des Lebens Sonnentagen
Stehst von Freunden du umreiht,
Alle lächeln, alle tragen
Gleicher Liebe gleiches Kleid.

Und du kannst nicht satt dich weiden
An dem Walde, stark und grün,
Denkst nicht an den Herbst der Leiden,
Der einst rauschen wird durch ihn.

Weh' dann manchem schönen Baume,
Manches Laub war eitel Schein,
Und die grünen in dem Raume
Werden leicht zu zählen sein.

11.

In dichten Nebel ist die Gegend eingemauert,
Wie eine Witwe, die in öden Wänden trauert.

Und wie vom weichen Schnee der Klang, so prallt der Blick
Vom Flor der Dämmrung unerwiedert rings zurück.

Und näher scheinen Hütt' und Haus heranzudrängen,
Als ob sie friedlich unter uns sich wollten mengen.

Unheimlich ist es draußen in der leeren Ruh',
Drum flüchten sie sich menschlicher Gesellschaft zu.

Auch den verlassnen Riesen geht es so, den Bergen,
Sie stehn; das Haupt in Nebel hüllend, gleich den Zwergen.

Sie wissen, fremder Größe pflegt man gram zu sein,
Drum stellen sie sich weislich jetzt, wie wir, so klein.

Und Bäume, die einst rauschend regten ihr Gefieder,
Sie blicken jetzo traurig schmeichelnd auf uns nieder;

Wie Jungfrau'n stehn sie, die, vergöttert da sie jung,
Nun früh gealtert betteln fast um Huldigung.

Und über unsren Häuptern flattern, eng und enger,
Die matten Vöglein hin, die ausgesungnen Sänger.

Dem Dichter sind sie ähnlich, der von Noth gedrückt,
Zu jenen flüchtet, die sein Lied einmal erquickt.

Das allgemeine Wehgefühl der Grabesreife
Schlingt um das ganze Leben seine Trauerschleife.

Was fern sich stand in Freude, nähert sich im Leid,
Verbrüdert durch's Bewußtsein der Verlassenheit.

12.

Als der erste Kuckuk rief,
Fragt' ich ihn: „Wie lange?“
Einmal, zweimal rief er nur,
Und es ward mir bange.

Als der letzte Kuckuk rief,
Rief er ohne Ende;
Welcher sprach von beiden wahr?
O daß ich's verstände!

Wüßt' ich, daß der erste war
Ein Orakelsprecher,
Mit Begierde schlürft' ich dann
Aus dem Lebensbecher.

Für das „einmal“ alle Lust,
Bis kein Restchen bliebe;
Für das „zweimal“ alles Glück
Unentweihter Liebe.

Wüßt' ich, daß der letzte war
Ein Orakelsprecher,
Mit Bedacht erst schlürft' ich dann
Aus dem Lebensbecher.

Heute Wermuth, Honigseim
Morgen aus der Tiefe,
Und so fort, bis einst umsonst
Mir der Kuckuk riefe.

13.

Eine Traube reift im Herbste,
Eine Traube ohne Kern, —
Wär' die Lust so eine Traube,
O wie hätten wir sie gern.

Doch die Lust ist eine Traube,
Deren Herz ein Kern von Stein,
Und der Kern was sollt' er anders,
Als der Schmerz, der bittre, sein?

Und der Kern er ist kein Same,
Welcher neue Trauben bringt,
Und der Schmerz er ist kein Same,
Welchem neue Lust entspringt.

Und so wie den Saft die Traube
Hegt, als Thrän', in ihrer Brust,
Hangen um den Kern der Schmerzen
Wehmuthstropfen karger Lust.

14.

Ich war dem Herbst von jeher hold,
Wenn gleich nicht wie dem Lenze:
Hat Rebenhügel, Aehrengold,
Hat aber keine Kränze.

So lange lockend spät und früh
Noch Lieb' und Jugend währen,
Da lohnt sich's immerhin der Müh',
Nach Kränzen zu begehren.

Doch schöne Jugendzeit, lebwohl!
Der Jahre Kreis wird enger;
Und süßes Liebesglück, lebwohl!
Ich träumte dich mir länger.

Wer heute jung, kann über Nacht
Nicht gleich zum Greise werden,
Doch der, dem heut ein Liebchen lacht,
Hat morgen keins auf Erden.

Wenn heut noch alle Blumen blühn,
Ein Hagel kann sie knicken;
Wenn heut noch alle Blätter grün,
Ein Nachtfrost kann sie pflücken.

Und hatt' ich jüngst noch überreich
Ein Eden zu vergeben,
So bin ich jetzt dem Bettler gleich,
Der nichts hat, als sein Leben.

Das ist der Herbst, das ist der Reif,
Der Herzen bricht in Stunden, —
Und wie ein lichter Nebelstreif
Ist all' mein Glück entschwunden.

Drum, Bruder Herbst, willkommen mir,
Wir reichen uns die Hände:
Du taugst zu mir und ich zu dir,
Wir beide stehn am Ende.

Und bist du gleich aus Brauch nur trüb,
Und liegt mein Leid dir ferne,
Ich denk', du thust es mir zu lieb,
Und hab' dich drum so gerne.

Winterlieder.

1.

Du kleine weiße Flocke,
Du bist des Lebens Bild,
Herabgeschneit vom Himmel
Auf's irdische Gefild.

Du schwebst im Sonnenglanze,
Ein flüchtiger Krystall,
Weißt nicht, wohin ein Lüftchen
Dich tragen wird im Fall.

Die Stunde, die dich bringet,
Bringt mit dir eine Schaar;
Wer wird, wo tausend fallen,
Der einzelnen gewahr?

Vielleicht, daß doch ein Auge,
Mit deinem Werth vertraut,
Durch's Mikroskop der Liebe
Dich forschender beschaut.

Dann freilich, kleine Flocke,
Zeigst du, dem Leben gleich,
Dich reich an mancher Schönheit,
An manchen Wundern reich.

Von Regenbogenfarben
Erscheinst du dann erhellt,
Gleich einer zauberhaften
Krystallenblumenwelt.

Da muß man schön dich nennen,
Und muß sich freu'n an dir;
Doch sieh! — ein Strahl, ein Athem
Zerstört die ganze Zier.

Die Flocke wird zum Tropfen,
Der Boden saugt ihn ein;
Das Leben wird zur Thräne
Auf einem Leichenstein.

2.

Das Leben hat nach innen sich geflüchtet,
Von Melodien erklingt's in Stub' und Saal,
Die Wände glühn, von Kerzenschein umlichtet,
Und seine Fahne schwingt der Carneval.

Ein andrer Lenz, ein Traumlenz junger Herzen
Mit Wangenblüt' und Augensonnenschein,
Mit Seufzerlispeln und mit Liebesscherzen
Zog in die wohlverschlossnen Häuser ein.

Und außen auf der Straß' im Schneegeflocke,
Da wandelt auf und ab ein hagrer Greis,
Der Nordwind saust ihm um die Silberlocke,
Den Leib umhüllt ein Mantel, starr von Eis.

Es ist der Winter, der im Mondenstrahle
Als frost'ger Wächter durch die Straße zieht,
Er hört es schallen dumpf aus Stub' und Saale,
Er bleibt ergriffen stehn und horcht dem Lied.

Er wächst empor und streckt den Hals begierig
Zu den erhellten Fenstern rings hinan,
Und guckt hinein; — das Leben rasch und rührig
Bringt Leben fast in den erstarrten Mann.

Vor seine Seele kehren Bilder wieder
Von längst verblichner, längst erfrorner Lust,
Vom Auge tropft es ihm wie Thränen wieder,
Und wie ein Seufzer weht's aus seiner Brust.

„Auch ich gehört' einst, denkt er, zu den Jungen!"
Und zeichnet still, mit wehmuthvollem Sinn,
Vergangner Träume Nacherinnerungen
Als Arabesken auf die Scheiben hin.

Schon gieng der Greis, die Blumen aber blieben;
Die Leute sehn sie wohl, doch keiner ahnt,
Daß seinen Schmerz damit ein Greis geschrieben,
Den er beim Anblick junger Lust empfand!

3.

Die Welt ist ein Palast voll Sälen
Und Prunkgemächern hell und rein;
Bewohner schreiten, nicht zu zählen,
Die hohen Hallen aus und ein.

Hier zieht mit blassen Silberhaaren,
Ernst wandelnd, ein Planetengreis,
Dort, gegen ihn ein Kind an Jahren,
Ein rother Stern, von Jugend heiß.

Unwandelbar nimmt eine Sonne
Die Huld'gung einer Welt hier an,
Dort ras't in wilder Taumelwonne
Ein wüthender Komet heran.

Hier Flattergeister, Meteore,
Dort Monde, Dienervolke gleich, —
So drängt es sich im bunten Chore
Durch's unermeßliche Bereich.

Da wandelt plötzlich aus der Ferne
Mit ernstem, abgemessnem Gang,
Gleich dem Gespenst von einem Sterne,
Ein weißes Weib die Hall' entlang.

Es ist die Erd' im Winterkleide,
Mit ihrem Grabtalar aus Schnee,
Mit ihrem blanken Eisgeschmeide,
Mit ihrem Blick voll starrem Weh'.

Sie wähnt die Sterne zu erschrecken,
Wenn sie sich naht in Grabesruh',
Und Grau'n im Hause zu erwecken, —
Allein sie lächeln nur dazu.

„Du bist die Erde," rufen alle
Und lüften neckend ihr den Flor,
„Du legst uns jährlich diese Falle,
„Doch schalkhaft blickt dein Aug' hervor.

„Bald wird dein Grabesschleier fallen,
„Von Rosen duften dein Gewand,
„Bald werden junge Nachtigallen
„Entflattern deiner warmen Hand.

„Bald wirst du dir mit Frühlingsrothe
„Das Haupt bekränzen frisch und rein,
„Und du, die als Gespenst uns drohte,
„Des Himmels blühend Schooßkind sein!"

4.

So mancher steht mit trüben Mienen
In einer Winterlandschaft da,
Wenn rings mit weißen Schneegardinen
Umschleiert Alles fern und nah'.

Es ist, als rückten immer enger
Des Himmels Wänd' auf uns herein,
Als wollte Nord, der böse Dränger,
Begraben uns in eis'gem Schrein.

Das Wehn und Stürmen will nicht enden,
Erloschen dünkt uns Sonn' und Mond,
Und fröstelnd kann man mit den Händen
Umspannen seinen Horizont.

Doch denkt euch hinter die Gardinen,
Womit Natur die Welt verdeckt,
Belauscht mit ahnungsfrohen Mienen,
Was sie dort heimlich wirkt und weckt.

Seht ihr sie nicht ihn eifrig schmücken,
Den bunten schönen Flitterbaum?
Wie sie, der Menschheit zum Entzücken,
Ihn schon bekränzt mit Blüt' und Flaum.

Seht ihr die Lichtlein nicht schon flimmern,
Die Bänder flattern, rings bereit,
Die goldnen Früchte lockend schimmern,
Und Alles rings voll Festlichkeit?

Nicht lange währt's, so reißt der Schleier:
Natur ist gar erfindungsreich,
Und überraschend lädt zur Feier
Des Frühlings holder Maibaum euch.

5.

Er kann sich nimmer länger halten,
Der Angriff ist zu allgemein,
Mit unbezwinglichen Gewalten
Von allen Seiten stürmt es ein.

Die Sonne sendet Pfeil' auf Pfeile,
Ferntreffende, von oben aus;
Die Bäche stürzen an voll Eile,
Und Bäum' und Gräser schlagen aus.

Aus Westen ist der Wind erschienen,
Und wirft sich auf das Wolkencorps,
Die Erde schickt aus ihren Minen
Der Dämpfe wildes Heer empor.

So naht es rings mit Schall und Schwalle,
Mit Duft und Hauch, mit Glut und Dampf,
Ein Krieg ist's Aller gegen Alle,
Ein Freiheitsrausch, ein Glaubenskampf.

Das merkt der Feind, — was hilft sein Sträuben?
Er sieht die eigne Ohnmacht ein,
Und besser als ein schmählich Bleiben
Mag ehrenvoller Abzug sein.

Drum schickt er seine Feldtrompeter,
Die Stürm', in's Lager kreuz und quer,
Vorposten ähnlich ziehn am Aether
Die Wolken allerseits daher.

Bei Nacht verlassen in der Stille
Die Schneephalange Feld und Au,
Und drohend schifft die Eisflottille
Den Strom entlang im Dämmergrau.

Selbst seine sichersten Vedetten
Zuhöchst auf jenen Gipfeln dort
Kann nur die schnellste Flucht noch retten,
Ein Sonnentag, — und sie sind fort.

Nur abseit liegen noch in Schlünden
Nachzügler hier und da versteckt,
Bald wird auch sie ein Lichtstrahl finden,
Der zürnend sie von dannen schreckt.

Triumph! nun ist das Feld gewonnen,
Die Erd' ist frei, der Himmel rein;
Nun zieht beim vollsten Glanz der Sonnen
Fürst „Frühling" in sein Erbreich ein.

„Der Winter, schallt es, ist gefallen,
„Beendet ist der Freiheitskrieg!" —
Und Millionen Nachtigallen
Lobpreisen laut des Lenzes Sieg.

6.

Wenn fröstelnd oft die Leute klagen,
Daß wieder einmal Winter ist,
Da möcht' ich ihnen immer grollen:
„Daß ihr doch nimmer Trost euch wißt!

„Ist denn der Lenz ein Müssiggänger,
„Weil er nicht immer euch nur reizt?
„Glaubt ihr, er sei ein träger Pascha,
„Der dann die Beine lässig kreuzt?

„Der, wenn er seine handvoll Blumen
„Wie Münzen auswarf unter euch,
„Sich hinstreckt, oft den Mai verschlafend,
„Arbeitverdrossen, Menschen gleich?

„Ei, laßt mir doch den Lenz zufrieden,
„Der ist ein Mann nach Gottes Sinn:
„Kaum hat er euch erquickt, gesegnet,
„Schnell wandelt er zu Andern hin.

„Und weil sie drüben gar so bitten,
„Flieht er oft früher euren Blick;
„Und weil sie drüben ihn nicht lassen,
„Kehrt er oft später euch zurück!"

Und wie mit Frühling und mit Winter,
So ist es auch mit Freud' und Schmerz:
Nie müssig ist die Freud' hiernieden,
Ist's mein's nicht, ist's ein andres Herz.

Und was bei Schnee und Weh mich tröstet,
Ist der Gedank' in Frost und Harm:
Indeß ich frier', indeß ich weine,
Sind Andre froh, ist Andern warm.

II.

Ein Herz, das seine Stufenleiter
Vom Frühling bis zum Herbst durchgeht,
Trifft, mein' ich, wohl auf jeder Sprosse
Ein andres, das auf gleicher steht.

Drum nehmt, was Lieb' und Lust und Trauer
Und Welt und Zeit in mein's geprägt,
Und zürnt nicht, daß es rasch geschlagen,
Noch daß es jetzt mir ruhig schlägt.

Schwärmerei.

Ich denke mir ein Land voll Ruh' und Schweigen,
Wo nichts des Friedens heilig Siegel bricht;
Wo kühlend sich aus duft'gen Palmenzweigen
Ein Kranz der Lieb' um alle Wesen flicht;
Dort ist ein ewig Blau des Himmels Farbe,
Und fremde Dinge sind dort Wund' und Narbe.

Wie mit den Menschen Menschen hier verkehren,
Verkehren mit den Engeln Engel dort;
Dort ist kein Zank, kein Dulden, kein Entbehren,
Dort hat die Sprache für den Haß kein Wort.
Dort ist ein ewig Schauen und Genießen,
Ein namenloses Ineinanderfließen!

Ich denke mir als Fürsten dieses Reiches
Den ew'gen Schöpfer selbst in seiner Huld,
Nicht wie er jetzt sein Angesicht, sein bleiches,
Abwendet von der Welt und ihrer Schuld,
Nein, lächelnd, wie er einst mit Vatermienen
Die Menschen schuf und Mensch war unter ihnen.

Auch denk' ich dort den leisesten Gedanken
An das, was hier uns kaum ein Fehltritt däucht,
So fern mir außer des Begriffes Schranken,
Wie uns das Aergste, was die Sünd' erreicht;
Für Lauheit, denk' ich, gilt dort unsre Tugend,
Für kaltes Alter unsre wärmste Jugend.

Was uns ein Lamm bedünkt, ist dort ein Würger,
Wer fromm uns scheint, ist dort ein Atheist,
Ein Cherub heißt dort der gemeinste Bürger
Und kaum ein Heil'ger schiene dort ein Christ;
Ja, was uns für die Seele gilt auf Erden,
Es ist zu grob, um dort ein Leib zu werden.

Doch nicht gefühllos denk' ich mir die Wesen,
Mit denen ich bevölkre jenes Land;
In ihrem Aug' ist eine Glut zu lesen,
Wie kaum das Herz des Liebendsten sie ahnt;
Des Nahseins Ahnung ist ein Blick dort, Blicke —
Sind Küsse dort, ein Kuß — Vergehn im Glücke;

Vergehn im Glück — ist Wiederauferstehen,
Und ewig wiederholt sich dieß Gefühl; —
Ein solches Land denk' ich vor mir zu sehen,
Doch weiter treibt noch Schwärmerei ihr Spiel:
Ich denke dich, und du stiegst, denk' ich wieder,
So wie du bist, in dieses Land hernieder.

Und unterbrochen seh' ich schnell das Schweigen,
Das seit Aeonen lautlos drüber lag;
Die Palmen rauschen huld'gend mit den Zweigen,
Der alte Tag wird Nacht vor'm neuen Tag;
Die Engel lernen Wund' und Narbe kennen,
Da deine Blick' in ihre Herzen brennen.

Sie drängen sich dir nach in weißen Schaaren,
Die Blicke lauschen deinem Aug' sie ab,
Mit denen einst sie, nach verrauschten Jahren,
Die Todten wecken wollen aus dem Grab;
Sie üben erst an deiner Lippen Regen
Den Zug sich ein zur Fürbitt' und zum Segen.

Die Liebe tritt vor dich hin, neigt in Demuth
Ihr Angesicht und sagt, sie weiche dir;
Dir naht die Lust, sieht dich, und wird zur Wehmuth,
Und nie geweinte Zähren strömen ihr;
Der alte Maßstab des Gefühls verschwindet,
Denn seine Tiefen hast erst du ergründet. — —

Und wieder denk' ich dann mir, daß du schiedest,
Wie eine liebliche Erscheinung flieht;
Die Engel trauerten, seit du sie miedest,
Die duft'gen Palmen schienen abgeblüht;
Das wunderbare Licht wär' ausgeglommen
Und das Gefühl an Werth herabgekommen.

Und wie wir Menschen von den goldnen Tagen
Bewahrt uns haben manches Lied und Wort,
So lebe dort auch in Gesang und Sagen
Die goldne Zeit, wo du dort weiltest, fort! —
Das denk' ich oft und kann nicht denken, Süße,
Daß, wer dich sieht, nicht gleiches denken müsse!

———

Rasche Wirkung.

Man hört das Gras nicht wachsen,
Es keimt bei stillem Thau,
Und eh' man denkt, woher es kam,
Bedeckt es Feld und Au.

Man sieht den Baum nicht blühen,
Noch heute steht er leer,
Und morgen ist er um und um
Von reicher Blüte schwer.

Und wenn ein Schütze zielet,
Das ist ein rasches Spiel:
Sobald der Pfeil vom Bogen fliegt,
So steckt er schon im Ziel. —

So hört man auch die Liebe
Nicht wachsen in der Brust;
Gereift schon ist sie, eh' man's denkt,
Mit aller Qual und Lust.

Man sieht nicht wie sie blühet,
Sie thut's in aller Ruh',
Und eh' wir's denken, deckt sie uns
Mit reichen Blüten zu.

Kein Schütze mißt hiernieden,
O Liebe, sich mit dir:
Wir meinen oft, du zielest erst
Und ach! schon — bluten wir!

Blüt' und Moos.*

Crescit occulto velut . . . . ævo.
Horat. I. 13.

Was der flücht'gen Lust entsprossen,
Ist ein Kind des Augenblicks:
Schnell geboren, schnell genossen
Sind die Blumen unsres Glücks.

Nur der Schmerz hat längre Dauer,
Schmerz allein ist treu der Brust;
Nur die süße Liebestrauer
Ueberlebt den Schaum der Lust.

Blüten welken; — keimen neue,
Bald sind sie auch nimmer neu;
Besser spiegelt Moos die Treue,
Denn es bleibt dem Steine treu.

Unter Stürmen, unterm Eise
Wuchert's fort, umklammert ihn
Und verwächst sich still und leise
In sein Herz mit ew'gem Grün. —

Blüt' und Freud' entbehrt der Dauer,
Moos und Schmerz wird nicht verwehn:
Unsre Lieb' erwuchs in Trauer,
Unsre Liebe wird bestehn!

Wiederholung.

Mag's auch die schönste Landschaft sein,
Die euch zum Fenster guckt herein, —
Bleibt sie sich gleich allimmer,
Gefällt sie bald euch nimmer.

Und wenn das schönste Liedlein klingt,
Das gradwegs in die Seele dringt, —
Hört ihr's tagtäglich schallen,
Bald wird es euch mißfallen.

Ein einzig Bild veraltet nicht:
Das ist des Liebchens Angesicht;
Tag geht um Tag vorüber,
Es wird uns täglich lieber.

Ein einzig Liedlein tönt und klingt,
Das man sich nie zur Gnüge singt;
Denn ist es kaum verklungen,
Will man's von vorn gesungen.

„Ich liebe dich, du liebest mich!“
Wie neu doch täglich hört es sich!
Hoch soll der Meister leben,
Der uns dies Lied gegeben! —

Zum Namensfeste.

Die Gute nennt dich, wer dir je
In's Auge sah bei fremdem Weh,
Wer je so glücklich war, in Leiden
An deinem Troste sich zu weiden.

Die Schöne nennt dich, wer nicht blind
Für Reize, die nicht blendend sind,
Doch einmal, innen festgehalten,
Zum Ideale sich gestalten.

Die Reiche nennt dich, wer die Frucht
Des Reichthums im Gemüthe sucht;
Was goldne Fassung dem Juwele,
Das leiht die Muse deiner Seele.

Die Kalte nennt dich, wer dir naht
Mit Schmeichelwort und Flitterstaat;
Das Wunderbild der Medicäer
Bleibt kalter Stein dem kalten Späher.

So, bald gekannt und bald verkannt,
Wirst du von Vielen viel genannt!
Welch einen Namen, als das beste,
Geb' ich dir wohl zum Namensfeste?

Die Glückliche! — das wünsch' ich dir,
So mögst du heißen für und für!
Denn glücklich kann dich niemand nennen, —
O lern' auch diesen Namen kennen!

Die Taubenpost.

Ich hab' eine Brieftaub' in meinem Sold,
Die ist gar ergeben und treu,
Sie nimmt mir nie das Ziel zu kurz,
Und fliegt auch nie vorbei.

Ich sende sie vieltausendmal
Auf Kundschaft täglich hinaus,
Vorbei an manchem lieben Ort,
Bis zu der Liebsten Haus.

Dort schaut sie zum Fenster heimlich hinein,
Belauscht ihren Blick und Schritt,
Gibt meine Grüße scherzend ab
Und nimmt die ihren mit.

Kein Briefchen brauch' ich zu schreiben mehr,
Die Thräne selbst geb' ich ihr:
O sie verträgt sie sicher nicht,
Gar eifrig dient sie mir.

Bei Tag, bei Nacht, im Wachen und Traum,
Ihr gilt das alles gleich:
Wenn sie nur wandern, wandern kann,
Dann ist sie überreich!

Sie wird nicht müd, sie wird nicht matt,
Der Weg ist stets ihr neu;
Sie braucht nicht Lockung, braucht nicht Lohn,
Die Taub' ist so mir treu!

Drum heg' ich sie auch so treu an der Brust,
Versichert des schönsten Gewinns;
Sie heißt — die Sehnsucht! Kennt ihr sie? —
Die Botin treuen Sinns.

Vöglein — mein Bote.

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Flieg' zu der Liebsten hin
Und setz' dich nieder,
Sieh, was sie thut,
Ob sie dem Fernen gut,
Ob sie an mich gedacht,
Vöglein, gib Acht!

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Trag' zu der Liebsten Ohr
All' meine Lieder;
Sag': „Er ist dein,
„Kann ohne dich nicht sein,
„Lebt nur allein für dich!"
Vöglein, so sprich!

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Nimm ihren Liebesgruß
Auf dein Gefieder!
Wenn sie dich fragt,
Und dir viel Schönes sagt,
Bring' mir's im raschen Flug,
Vöglein, sei klug!

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Bring' mir ein Röschen nur
Von ihrem Mieder!
Ist es auch klein,
Soll's doch willkommen sein!
Was mir die Theure zollt,
Vöglein, ist Gold!

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Raste vom Flug sodann,
Und setz' dich nieder.
Raste bei mir,
Lab' dich am Futter hier,
Lab' dich am kühlen Trank,
Vöglein, — schön' Dank!

Ständchen.

Zu des Mondes sanftem Schimmer
Schickt sich wohl ein sanftes Lied,
Das mit seinem Lichtgeflimmer
Still in offne Herzen zieht.

Wenn die Strahlen freundlich fallen
Auf das liebe Fensterlein,
Schleicht wohl auch des Liedes Schallen
Unbemerkt sich mit hinein.

Licht und Klang soll sich vereinen
Zu der Liebe treuem Flehn,
Jenes hold ihr Haupt umscheinen,
Dieser mild ihr Ohr umwehn!

Wenn sie wacht, so zaubre leise
Licht und Klang das Aug' ihr zu,
Und verweb' auf Wunderweise
Still mein Bild in ihre Ruh'.

Wenn sie schläft, so rufe leise
Licht und Klang sie wieder wach,
Lock' auf wunderbare Weise
Ihr Gefühl sich schmeichelnd nach.

Locke sie zum Fenster wieder,
Unter dem ihr Sänger steht,
Bis vom treuen Munde nieder
Ihm ein Laut der Liebe weht.

Lasse sie ergriffen lauschen,
Lasse sie den Vorhang ziehn,
Zweifelnd, ob die Strahlen rauschen,
Ob die Töne rauschend glühn.

Noch ein Griff dann in die Saiten,
Noch ein Gruß mit voller Macht,
Noch ein stiller Wink vom weiten,
Und dann — gute, gute Nacht!

An eine Schwalbe.

Was du weißt und was du plauderst,
Wie du klug das Köpfchen wiegst!
Ist das ohne Absicht, Schwalbe,
Daß du zwitschernd mich umfliegst?

Oder willst mir etwas sagen,
Weitgereiste Pilgerin?
Willst mir Gegenden beschreiben,
Wo ich nie gewesen bin?

Willst du das, dann schweig, o Schwalbe,
Dafür dank' ich dir nicht sehr;
Weiß ich doch kein treues Auge,
Das mir nachsäh' über's Meer!

Aber dort an jenem Fenster,
Dort, o Schwalbe, bau dich an;
Blick hinein an jedem Morgen,
Fliege rasch zu mir sodann.

Sag' mir, daß Sie sanft geschlummert,
Sag' mir, daß Sie froh erwacht,
Sag' mir, daß beim Frühgebete
Meines Namens Sie gedacht!

Walzerlied.

Wie auf Flügeln
Fortgetragen
Geht's im Taumel
Auf und nieder;
Feuer athmen
Alle Pulse
Und das Herz versinkt im Rausch;
Kein Gedenken
Des Vergangnen,
Kein Gedenken
Einer Zukunft,
Alles — Sehnen,
Alles — Liebe,
Süßer Träume bunter Tausch!

Fest im Arme
Glück und Leben,
Nie ihm näher,
Nie ihm ferner,

Jede Fiber
Hochentzücken,
Ohne Scheu vor aller Welt!
In der Wendung
Küsse rauben,
In der Wendung
Küsse geben,
Blicke tauschen,
Hände drücken,
Herz am Herzen heißgeschwellt!

Mag es perlen
Von der Stirne,
Mag es flammen
Auf der Wange,
Mag die Locke
Welk sich lösen,
Mag zu springen drohn die Brust;
Stirnen trocknen,
Wangen bleichen,
Locken folgen
Alter Ordnung,
Busenwogen
Werden ruhig, —
Aber nimmer kehrt die Lust!

Wenn es gienge
So zu kreisen,
Glück und Leben
In den Armen,
Ueberhörend
Selbst des Lebens
Letzten dumpfen Hammerstreich,
Und dann jenseits
Zu erwachen,
Ruhn zu wollen
Und zu staunen
Ueber alle
Die Gesichter,
Fremd und doch bekannt zugleich!

Und wenn alle
Die Geliebten,
Die Verlornen
Plötzlich kämen,
Und uns mahnten:
„Seht doch, Tänzer, wo ihr seid!"
Welch Entzücken
Würd' uns fassen,
Wenn statt Kerzen
Sterne flammten,

Und uns Engel-
Harfen klängen
Namenlose Seligkeit!

Dann verlöschen
Alle Sterne,
Und die Engel
Giengen schlafen,
Und die Gäste
Giengen ruhen,
Fern verhallte Lied und Klang,
Und wir sänken
Müd, doch selig,
Stumm begehrend
Stumm gewährend
Herz am Herzen,
Lipp' an Lippe,
Eingewiegt von Sphärenklang!

Gegenüber.

1.

Im Hause gegenüber
Da sind zwei Kämmerlein,
Die Kämmerlein sind mir lieber,
Als Säle von Marmorstein.

In ihnen haust mein Friede,
Mein Glück und meine Ruh',
Und eh' ich von ihnen schiede,
Gieng' ich dem Grabe zu.

Vertraut hab' ich den beiden
Mein ganzes, volles Herz
Mit allen seinen Freuden,
Mit allem seinen Schmerz.

In ihnen bin ich zu Hause,
In ihnen wohlbestellt,
Sie schützen mich vor'm Gebrause
Der allzulauten Welt.

Die Herzenskammern der Liebsten
Sind diese trauten zwei:
In einer da wohnt die Liebe,
Und in der andern die Treu'.

2.

Du brauchst es nicht zu bescheinen
Das Haus da drüben, o Mond:
Es ist die Reinste der Reinen,
Die friedlich drinnen wohnt!

Du brauchst es nicht zu vergolden,
O Sonne, da drüben das Haus:
Die Holdeste ist es der Holden,
Die drüben blickt heraus.

Du brauchst mir es nicht zu nennen
Das Haus da drüben, o Welt:
Du bist nicht werth Sie zu kennen,
So sehr Sie dir auch gefällt.

Ich wollt', ich vermöcht' es zu heben
Dies Haus über Berge weit:
Um fern mit Ihr dort zu leben
In seliger Einsamkeit!

3.

Wo seid ihr schon wieder, Gedanken?
Gefühle, wo schweifet ihr hin?
Gesteht es mir nur ohne Wanken:
Ich weiß, wo am liebsten ich bin!
Gegenüber!

Frühmorgens, wenn dämmerndes Grauen
Noch kühlig die Straßen durchweht,
Da drängt mich mein Herz schon zu schauen,
Ob ja wohl das Häuschen noch steht
Gegenüber!

Zu jeglicher Stunde des Tages
Vieltausendmal seh' ich hinaus,
Und blick' auf das Fenster und frag' es:
„Sag', Fensterlein, — ist Sie zu Haus
„Gegenüber?"

Wenn abends die Sonn' im Entsinken
Die Scheiben mit Purpur bemalt,
Wenn liebliche Finger mir winken,
Dann lockt's mich mit süßer Gewalt
Gegenüber!

Dann kosen wir traulich im Stübchen,
Oft guckt uns der Mond schon herein. —
Jetzt schlummere ruhig, mein Liebchen!
Wie traurig doch ist es allein
Gegenüber!

Schon senkt sich auf leisem Gefieder
Der gaukelnde Schlummer zu mir;
Doch ruhn auf dem Pfühl auch die Glieder,
So weilt doch die Seele bei dir
Gegenüber!

4.

Geht Einer auf die Wanderschaft,
So kehrt er ein bei Zeiten,
Da hat ein Schild oft große Kraft,
Und lockt das Aug' vom weiten.

So bracht' ich manche Stund' im Jahr
Dahin mit muntrem Wandern,
Und wenn ich eben müde war,
So macht' ich's wie die Andern.

„Zum Stern" so winkte mir ein Schild,
Da meint' ich, daß ich bliebe;
Wohl stand ein Stern von außen mild,
Doch innen war es trübe.

Da hielt ich, wo's „zur Rose" hieß,
Und dachte zu gewinnen;
Wohl außen hieng die Rose süß,
Doch Dornen fand ich drinnen.

Da sah ich hell von blanker Wand
Das Schild „zum Anker“ winken,
Ich faßt' ihn an mit starker Hand,
Der Anker ließ mich sinken.

Und bald in Farben, bald von Erz
Erblickt' ich manche Schilder:
Doch für ein schmachtend Wandrerherz
Sind's eitel leere Bilder.

Da führte gegenüber dort
Mein Glück mich an die Pforte,
Da wies kein böser Blick mich fort,
Da klangen traute Worte.

Da kehrt' ich ein, da fand ich mild
Gelindert alle Schmerzen:
Das Haus dort hat das schönste Schild,
Es heißt: „zum treuen Herzen!“

5.

Ich kenn' eine schöne Brücke,
Kein Aug erräth, wo sie sei,
Die Liebe hat sie geschlagen,
Und steht als Wache dabei.

Sie ist von meinen Fenstern
Hinüber zu jener Wand
In einem einzigen Bogen
Gar kühn und künstlich gespannt.

Da wandern viel tausend Blicke
Gar heimlich hin und zurück,
Da ziehen über die Brücke
Viel Wünsche, befrachtet mit Glück.

Da huschen beflügelte Küßchen
Den schwebenden Bogen entlang,
Das ganze Gefolge der Liebe
Zieht drüber mit Sang und Klang.

Und drunter gehen die Leute
Geschäftig ab und auf,
Und wissen nicht, was über ihnen
Hinwandelt in eiligem Lauf.

6.

Mein Fensterlein, mein Fensterlein,
Wie theuer bist du mir;
Kann keine Aussicht schöner sein,
Als die ich hab' aus dir.

Du zeigst zwar nicht auf Berg und Flur,
Auf Straß' und Strand hinaus,
Du zeigst mir gegenüber nur
Ein kleines, schlichtes Haus;

Doch dieses Haus ist meine Welt,
Mein Süd, mein West, mein Ost,
Mein Land, mein Meer, mein Sternenzelt,
Mein Kummer und mein Trost.

Das macht, daß mir dieß Fensterlein
So herzlich wohlgefällt;
Vor seinen Scheiben hell und rein
Steht meine ganze Welt!

An ein schönes Mädchen.

Du holdes Kind, so rein, so ganz durchdrungen
Von Harmonie, hast Augen klar und klug,
Von dunklen Locken ist dein Haupt umschlungen,
Um deine Stirne zuckt ein ernster Zug.

Auf deinen Lippen schläft das Wort der Liebe,
Für einen Glücklichen einst aufgespart,
Dein keuscher Busen birgt noch still die Triebe,
Vor deren Sturm kein Vorsatz uns bewahrt.

Beneidenswerthe! Ja das bist du, Schöne:
Denn Schönheit ist ein Segen, wie das Glück,
Wie das Genie, — nicht Flehn, nicht Zaubertöne
Beschwören ihn, nichts ruft ihn je zurück.

Verweigert an der Wieg' ist er verloren,
Ist unerringbar für das ganze Sein,
Und ward er zaubrisch gleich dir angeboren,
Ein leiser Hauch, — so büßest du ihn ein.

Drum, holdes Wesen, blickst du in den Spiegel,
Sei ja nicht stolz auf deiner Schönheit Zier,
Nur deines Adelsbriefes schimmernd Siegel,
Nur eine heitre Mahnung sei sie dir.

Sie mahne dich, daß in so schönem Hause
Auch eine schöne Seele wohnen soll,
Daß nicht ein garst'ger Kobold innen brause,
Wo außen winkt ein Sylphchen anmuthsvoll.

Sie mahne dich, daß Ebenmaß der Glieder
Abspiegeln soll des Geistes Harmonie;
Klingt, was dein Auge spricht, dir innen wieder,
Erst dann wird dir die Schönheit — Poesie.

Sie mahne dich, der Form Idee zu leihen,
Denn Form ist Schein, und Schein ist eitel Trug:
Zu Ew'gem mußt Vergängliches du weihen,
Des Angesichtes Zug zum Seelenzug.

Denn bleich wird dein Gelock auch werden, bleicher,
Als diese weiße Ros' im dunklen Haar,
Der ernste Stirnzug, jetzt ein anmuthreicher,
Kann Furche werden, Riß des Grams wohl gar.

Der süße Mund, an dessen Saum zu nippen
Jetzt mancher Herzen stille Sehnsucht ist,
Wird kaum vielleicht von eines Enkels Lippen
Berührt einst werden, eh' er ganz sich schließt.

Und dieser Wuchs, die weiße Hand, die Augen,
So unverwüstlich alles, wie du meinst, —
Soll ich dir sagen, was sie sind und taugen?
Auf einem Grab las ich die Antwort einst.

Drauf stand mit goldnen Lettern, hell wie Flammen:
„Hier schlummert eine Jungfrau, hold und lieb,
„Die schöne Fassung ach! sie brach zusammen,
„Und nur der Demant, ihre Seele, — blieb!" —

———

Herzensblüte.

Ich sah sie jüngst, da trug sie an dem Mieder
Ein frisches Röslein grad am Herzensplatz,
Ihr großes Auge schlug sie lächelnd nieder,
Als freute sich's an diesem Blütenschatz.

Und in der Rose schien es sich zu regen,
Als lau wie Zephyr weht' ihr Athem drauf;
Man sah die Blättchen leise sich bewegen,
Die Rose blüht' erst jetzt vollkommen auf.

Getrennt nicht schien sie mehr vom Mutterzweige,
Man sah ihr's an, ihr rechter Platz sei hier,
Sie fühle da sich heimisch erst und beuge
Sich wie zu ihrer Mutter auf zu ihr.

Drum konnt' ich sie nicht für gebrochen halten,
Für eine Rose nicht, wie andre sind;
Sie konnte sich nicht anderswo entfalten,
So blüht am Mutterherzen nur das Kind.

Was auf dem Herzensplatz am Mieder glühte,
War nicht entliehen, war nicht hingesteckt,
Ich denke mir, es war die Wunderblüte
Des Herzens selbst, vom Hauch der Lieb' erweckt.

Die Brieftaube.

Holde Botin treuer Liebe,
Sei willkommen tausendmal!
Hör' ich deinen Fittich rauschen,
Schweigt des Busens bange Qual.

Ruhig, ruhig, liebes Täubchen,
Rast' an meinem Herzen da;
Gib sie her die theure Bürde,
Gib, o gib! — da ist sie ja!

O du weißt nicht, was du trugest:
Flogst so leicht, so rasch daher,
Ach! und trugst ein Herz, ein ganzes,
Liebevoll und sehnsuchtschwer.

Trugest tausend Grüß' und Küsse,
Tausend Träume, trüb und hell,
Tausend Hoffnungen und Zweifel,
Tausend Thränen her zur Stell'.

War's gleich nur ein kleines Briefchen:
Liebe braucht nicht großen Raum;
Tief im winzig kleinen Kerne
Schläft der riesengroße Baum.

Wenn er einst uns mild umschattet,
Kehrst auch du darunter ein,
Sollst in seinen grünen Zweigen
Unser liebster Gast uns sein!

Sollst ein holdes Täubchen finden,
Kosen, girren, wie du willst,
Daß sich deine Sehnsucht stille,
Wie du jetzt die meine stillst.

Sollst dann reich vergolten haben,
Was du jetzt um uns entbehrt:
Wer so treu der Liebe diente,
Ist auch treuer Liebe werth!

Ihr Rosenstrauß.

Kaum aufgeküßt noch von des Frühlings Munde,
Seid ihr schon, Rosen, Opfer einer Hand,
Die euch zu schönem, wenn gleich kurzem, Bunde
Wie zum Ersatz für euren Tod verband:
Ihr seid durch sie für Flora's Reich verloren,
Und neu durch sie für Amors Reich geboren.

Seid neu geboren zu beredten Zungen,
Die lauter sprechen, als das laute Wort;
Zu einem Räthsel hat sie euch verschlungen,
Deß Deutung bleibt, wenn auch sein Bild verdorrt,
Und also hat sie zaubrisch euch das Leben
Zu gleicher Zeit genommen und gegeben!

Entwöhnung.

Hör'! — ich las von einem König,
Der da war ein reicher Mann,
Hatte goldnen Wein in Fülle,
Setzte froh den Becher an;

Dachte wohl aus einer Quelle
Nie mehr einen Trunk zu thun; —
Und der König ward vertrieben,
Trank aus mancher Quelle nun.

Doch gewöhnt des goldnen Weines,
Quälte sich der Mann gar sehr;
War nicht lieb ihm, was er hatte,
Hatte, was ihm lieb, nicht mehr. —

Und so strömt der Lust und Liebe
Goldner Nektar täglich mir;
Bald, ich fühl's, wär' ich gewöhnet
An so süßen Trank bei dir.

Darum muß ich seltner werden,
Darf so oft dich nimmer sehn:
Wenn uns einst das Schicksal trennte,
Könnt' mir's wie dem König gehn!

Opferspenden.

Einst gieng ein frommer Pilger
Zum Kirchlein mit schnellem Schritt,
Hatt', um sie drinnen zu opfern,
Gar reiche Spenden mit.

Hatt' üppige Blumen im Körbchen,
Und manchen frischen Kranz,
Und manche liebliche Früchte
Und manche Perle voll Glanz.

Doch als er kam zum Kirchlein,
Da war verriegelt das Thor;
Er stand mit seinem Opfer
Gar lange zweifelnd davor.

Was sollt' er damit beginnen?
Es paßte ja dort nur hin;
Drum legt' er es auf die Schwelle,
Und schied mit traurigem Sinn.

Da kamen die Käfer des Waldes
Und nagten die Blumen an,
Da nahten die Vögel den Früchten
Und wetzten die Schnäbel dran.

Da kamen die Hirten vom Berge,
Die trugen die Perlen fort
Und ließen die schönen Kränze
Zerpflückt und zerrissen dort. —

So trat ich zu deiner Thüre
Jüngst hin mit hastigem Schritt;
Hatt', um sie dir zu opfern,
Gar reiche Gefühle mit.

Doch als ich pocht' an der Thüre,
Da blieb sie geschlossen dem Freund!
Was sollt' ich mit meinen Gefühlen?
Sie waren ja dir nur vermeint.

Ich gieng und ließ an der Schwelle,
Bekümmerten Sinns, sie zurück; —
Sprich, hatten sie mit dem Opfer
Des Pilgers gleiches Geschick? —

Der kalte Kuß.

„Nur einen heißen Kuß
Auf deinen rothen Mund,
Es wäre Hochgenuß,
Es machte mich gesund!“

So schwärmt' am Tag ich oft,
So träumt' ich oft bei Nacht:
Hab' lang darauf gehofft,
Hab' lang daran gedacht.

Und endlich kam es so!
Du lagst in meinem Arm,
Wie war ich wonnefroh,
Du schienst so liebewarm.

Voll Andacht, feierlich,
Mit liebender Gewalt,
Umschlang ich, küßt' ich dich, —
Doch, ach! dein Mund war kalt!

Ein banger Schauder drang
Mir rieselnd durch's Gebein;
Wie ich dich so umschlang,
Schienst du mir todt zu sein.

Dein liebes Aug' war — zu,
Dein Wangenroth — erblich,
Und geisterhafte Ruh'
Ergoß sich über dich.

Die kalte Lippe sprach:
„Halt' ein, es soll nicht sein!
„Im Leben — nimmer — ach!
„Im Sterben — ewig dein!"

Die falsche Hand.

Deine Hand willst du mir geben?
Laß es, Kind, sie ist nicht dein!
Will nicht die Erinnerungen
Jedes Fingers dran entweihn!

Dieser Daumen denkt noch innig
Einer andern wärmern Hand,
Die ihn oft, voll festen Glaubens,
Heiß gedrückt, als Unterpfand.

Zuckt durch diesen Zeigefinger
Nicht ein Drang oft mahnend nach,
Einem andern Freund zu winken,
Dem er auch sein Glück versprach?

Und der lose Mittelfinger,
Sollt' er meinen, daß er log,
Als von seiner Rosenspitze
Manch verstohlnes Küßchen flog?

Und du, viertes armes Täubchen,
Hast dein Halsband schlecht bewacht, —
Denkst du's noch? — das goldne Ringlein,
Das dich glücklich einst gemacht?

Und nun gar der kleine Finger,
Dieser schalkhaft schlaue Wicht,
Der dir Alles anvertraute,
Alles eingab, — denkt er's nicht?

So ein etwas sitzt in jedem,
Das an schönre Zeit dich mahnt: —
Alle Finger sind vergeben,
Sprich, was soll ich mit der Hand? —

Kündigung.

Kannst du der stummen Thräne grollen,
Die über meine Wange fließt?
O spotte nicht, und laß sie rollen:
Ich fühl' es, wie gerecht sie ist. —

Ich wohnt' einmal in einem Hause
Durch eine lange, schöne Zeit,
Wo ich, entfernt vom Weltgebrause,
Geschwelgt in stiller Seligkeit.

So ist kein Baum dem Wald gewogen,
Wie ich es war dem lieben Haus;
Ich wäre nie hinweggezogen,
Doch man verdrängte mich daraus.

„Nun denn leb wohl, du theure Stelle!"
Zusammenrafft' ich schnell, was mein,
Und weinend schied ich von der Schwelle,
Und doch war's nur ein Haus — von Stein. —

So wohnt' ich einst in deinem Herzen
Durch eine lange, schöne Zeit,
Wo ich geschwelgt in süßen Schmerzen,
Geschwelgt in herber Seligkeit.

Kein Stern ist so der Nacht gewogen,
Als ich dem Herzen war, als dir;
Ich wäre nie hinweggezogen,
Allein gekündigt ward es mir.

Was ist ein Herz dem Haus verglichen,
Und wär's wie dieses auch — von Stein?
Wenn stumme Thränen mir entschlichen,
Laß sie geweint, wie viele, sein!

Freiheit.

Hinaus, hinaus, mein Vogel,
Sei frei, mein Vogel, frei!
Ich will, was ich geworden,
Will, daß es Jeder sei!

Hätt' ich ein Heer Gefangner,
Ich ließ' es jubelnd aus;
So hab' ich dich nur, Vogel,
Drum fort aus deinem Haus!

Ich war wie du gefangen,
Ich war es noch weit mehr,
Gefangen von der Liebe,
Gefangen lang und schwer.

Gesprengt hab' ich die Fesseln,
Hab' selbst mich frei gemacht,
Es hat mein langes Fröhnen
Mir kargen Lohn gebracht.

Nun bin ich frei, nur Freie
Will ich um mich nun sehn!
Nicht wahr, mein lieber Vogel,
Die Freiheit ist doch schön!

Wie munter du das Köpfchen
In frohem Zweifel wiegst,
Wie lauten Dank du zwitschernd
Von Zweig zu Zweige fliegst!

Wie du dein Freiheitsliedlein
Dir singst in sel'ger Ruh'!
Trotz aller meiner Freiheit, —
Ich wollt', ich wäre — du!

Die Perle.

Ja ihr habt Recht, ich will's nicht läugnen,
Zu deutlich spiegelt's mein Gesicht:
Ich trag ein stilles Leid im Herzen,
Doch euch es nennen will ich nicht.

In meinem Herzen soll es wachsen,
Wie eine Perl' im Muschelhaus,
Erst wenn der Tod die Schalen öffnet,
Lös' es ein Engel still heraus;

Und trag' es hin vor meinen Schöpfer,
Der kennt, was echte Perlen sind:
Vielleicht daß dort ihr matter Schimmer
Sich einen Blick der Huld gewinnt!

Gestorbene Liebe.

Herauf, herauf aus deinem Grabe,
Gestorbne Liebe, komm hervor!
Weil ich lebendig keine habe,
So steige tröstend du empor!

Will denken, ich sei fern gewesen,
Weit über Land und Meer verreist,
Und mußt' in einem Briefe lesen,
Daß du indeß erkrankt mir seist.

Rasch lass' ich alle Winde zäumen,
Denn Ahnung sagt mir, du seist todt!
Und heimwärts flieg' ich ohne Säumen,
Laut hadernd mit des Herrn Gebot.

Da komm' ich an, da frag' ich bebend,
Und alle schau'n zur Erd' hinab; —
„O redet, find' ich sie noch lebend?"
Und schweigend zeigt man auf ein Grab.

„O laßt sie mich noch einmal sehen,
„Schließt auf die Truhe, die sie barg!" —
Sie thun es stumm, — es ist geschehen,
Und offen steht vor mir der Sarg.

Da liegst du heilig, alles spiegelnd,
Was du mir je gespendet hast,
Mein Herz mir wieder selbst entsiegelnd,
Mir wieder lindernd jede Last.

Hab' Dank, nun hab' ich wieder Ruhe,
Der Sturm ist aus und klar die Luft!
Nun, Liebe, lieg' in deiner Truhe,
Bis einst mein Gram dich wieder ruft.

Denn wie dem Freunde selbst die Leiche
Des Freunds noch Trost gewähren kann,
Blickt meiner Liebe geisterbleiche
Erinnrung mich auch tröstend an.

Lust und Schmerz.

Wenn auch oft die leise Zähre
Ueber deine Wangen rollt,
Wenn gepreßt von banger Schwere
Deine Seel' in Unmuth grollt;
Wenn sich böse Zweifel regen,
Blicke gläubig himmelwärts: —
Denn kein Lenz ist ohne Regen,
Keine Lieb' ist ohne Schmerz!

Wenn das Schicksal oft die Freuden
Deiner Liebe neidisch trübt,
Wenn das Scheiden und das Meiden
Dein Gemüth im Dulden übt;
Hoffe doch auf manche Wonne
Zum Ersatz für deine Brust: —
Denn kein Lenz ist ohne Sonne,
Keine Lieb' ist ohne Lust!

Eigenheit.

„Warum zerstäubst du in so kleine Blümchen
„Den Blütentrieb der Poesie?
„Warum zersprühst du in so kleine Sternchen
„Den Strahlenvorrath, den ein Gott dir lieh?

„Halt' an dich lieber, bis die Blümchen alle
„Zur Centifolie sich vereint;
„Bis diese Sternchen einen Körper bilden,
„Der einmal uns als eine Sonn' erscheint!"

So werfen Tadler und besorgte Freunde
Dem Dichter kleiner Lieder vor,
Und zürnen, wenn er harmlos dichtet,
Als träf' ihr lauter Vorwurf nicht sein Ohr. —

Wem fällt es bei, der Au darob zu zürnen,
Weil sie so viele Veilchen hegt,
Und nicht statt all' der kleinen Blümchen lieber
Uns eine stolze Centifolie trägt?

Wem fällt es bei, dem Himmel drob zu zürnen,
Daß er so viele Sternchen bringt,
Und nicht je tausend kleine Sternchen immer
In einen großen Sonnenball verschlingt?

Es ist nun schon ein eigner Trieb und Wille
Im Dichterbusen, wie im All:
Zehntausend Veilchen geben keine Rose,
Zehntausend Sterne keinen Sonnenball!

Selbsttäuschung.

„Die alten Zeiten sind nicht mehr, —
So klagt dein grollend Herz, —
„Die Welt ist anders um mich her,
„An Hoffnung und an Freuden leer,
„Voll Trug und Wahn und Schmerz.

„Der Himmel ist nicht mehr so blau,
„Der Wald nicht mehr so grün,
„Am hellsten Tag umspannt die Au,
„Statt Frühlingsschimmer, Nebelgrau,
„Nichts will mehr glühn und blühn.

„Und keine Hand ist mehr so warm,
„Kein Aug so freudig mehr;
„Empfindungsmatt und thatenarm
„Treibt sich, ein hohler Puppenschwarm,
„Die Menschheit hin und her!“ —

Laß hell wie sonst dein Aug nur sein,
Und warm wie sonst die Hand,
Und trag wie sonst nur frisch und rein
Dein Herz in's Leben keck hinein,
Und halt wie sonst nur Stand;

Und werde dir nur selber klar,
Und komm einmal zur Ruh':
Die Welt ist eben, wie sie war,
Und wird so bleiben immerdar, —
Verändert bist nur Du!

Bedingung.

Wer durch die Lüfte fliegen will,
Kann's ohne Flügel nimmer;
Und wer die Welt beschauen will,
Der braucht den Sonnenschimmer.

Und wer den Fluß befahren will,
Muß einen Kahn sich dingen;
Und wer auf Alpen stehen will,
Muß klettern, oder springen.

So denk' ich, wer da dichten will,
Der müss' auch etwas lieben:
Denn ohne Lieb' ist jedes Lied
Noch leerer Schall geblieben.

Und daß ich nichts zu lieben weiß,
Bringt oft mich in's Gedränge:
Denn wüßt' ich, was ich lieben soll,
Ich wüßt' auch, was ich sänge!

Stille Freude.

Die laute Freude lieb' ich nicht,
Mir ist die stille lieber,
Wo sanft das Herz zum Herzen spricht,
Nicht wo es stürmt im Fieber.

Wo lärmend in's Pokalgeläut
Gebrochne Stimmen lachen,
Da bin ich wundersam zerstreut,
Als hört' ich fremde Sprachen.

Wenn wie Mänaden hin und her
Die Paare wirbelnd jagen,
Da wird mir um die Brust so schwer,
Als müßt' ich sie beklagen.

Um wie viel trauter läßt es sich
Mit wenig Freunden plaudern,
Wenn kaum das Abendroth entwich,
Und noch die Sternlein zaudern.

Da gehn die Herzen freundlich auf,
Da geht der Mißmuth unter,
Da rinnt das Blut in sanftrem Lauf,
Da wird die Seele munter.

Da möcht' ich wohl ein König sein,
Nicht daß ich König hieße,
Nein, daß bei meines Glückes Schein
Ein Volk mit mir genieße.

Es läßt die wahre Lust sich nicht
Erjagen und erlärmen,
Sie will, wie Morgensonnenlicht,
Allmählich nur erwärmen.

Dem Blitze, der durch Donner zischt,
Folgt wieder schwarzes Dunkel;
Doch erst beim Morgenroth erlischt
Des milden Sterns Gefunkel.

Erinnerung.

Nur am feuchten Wiesenraine,
Wo der West den Fittich regt,
Steht das Blümchen, so ich meine,
So des Himmels Farbe trägt.

Neben Bächlein, neben Quellen
Von der Menschen Auge fern,
Auf verborgnen Rasenstellen
Wählt es sich sein Plätzchen gern.

Bei der Nachtigallen Liede
Wächst und blüht es unentweiht,
Und sein Element ist — Friede,
Und sein Glück ist — Einsamkeit.

Wer dich sucht in Felsengründen,
Wer dich sucht im Sonnenlicht,
Wird dich nun und nimmer finden,
Trauliches Vergißmeinnicht! —

Und so ist Erinnrung eben
Aehnlich dem Vergißmeinnicht,
Daß sie nicht im lauten Leben,
Nicht gedeiht im grellen Licht.

Heimlich an der Thränenquelle,
Wo die stillen Seufzer wehn,
Aus des Herzens weichster Stelle
Wächst und blüht sie ungesehn.

Mondenschein und Nachtigallen
Hat sie zu Vertrauten gern,
Und zum besten Freund von allen
Wählt sie irgend einen Stern.

Nicht um Lob ist sie beflissen,
Nicht um eitlen Ruhm bemüht,
Wenn es nur zwei Augen wissen,
Daß sie blüht und wo sie blüht.

Das ewige Licht.

Die Alten gaben ihren todten Lieben
Ein brennend Licht, so sagt man, mit in's Grab,
Und unverlöscht ist solch ein Licht geblieben,
Losch auch so manch Jahrhundert drüber ab.

Wenn späte Neugier dann die Marmordecke
Hinweghob von dem langverschlossnen Haus,
So glomm noch matt das Licht in dunkler Ecke,
Und erst der Hauch der Lüfte löscht' es aus. —

So wird ein Schmerz, mein treues Licht auf Erden,
Ein Schmerz, den niemand ahnt und niemand kennt,
Dereinstens auch mit mir begraben werden,
Ein Licht, das selbst im Tode noch mir brennt.

Ein Licht, das mir in all' den bangen Nächten
Des Grabes leuchtet, recht als ewig Licht,
Bis endlich einst am Tage der Gerechten
Des Engels Hand auch meinen Sarg zerbricht.

Dann blickt er lächelnd wohl auf mich hernieder,
Wenn er das Licht erkennt in meiner Gruft,
Das aber wird aufflackern nun und wieder,
Und dann verlöschen an des Himmels Luft.

Falsche Stellung.

Wenn neben oder über dir im Hause
Ein Kranker liegt in banger Fieberglut,
So machst, obwohl gesund, du eine Pause,
Und hältst in Schranken deinen Uebermuth,
Dein fühlend Herz empört sich beim Gedanken,
Laut aufzujauchzen neben einem Kranken.

Wenn aber dich ein stilles Leiden peinigt,
Und noch so heitre Freunde dich umstehn,
Und alle Weltlust sich um dich vereinigt,
Dir wird dabei doch nimmer wohl geschehn;
Du lächelst bitter ihres eitlen Strebens,
Und denkst versunken in dein Leid: „Vergebens!"

So mein' ich unter Kranken oft zu hausen,
In deren Adern Fieberflammen sprühn,
Ich höre wilde Phantasieen brausen,
Ich seh' erhitzte Wangen zuckend glühn; —
Und säng' ich noch so gern und laut wie ehe,
Ich kann nicht, mir verleidet's ihre Nähe.

Oft wieder dünk' ich selber mich der Kranke,
Um den die Schaar Gesunder spielt und singt,
Und da verfolgt mich wieder der Gedanke,
Daß all' ihr Jubel doch kein Heil mir bringt;
Und statt durch sie mich selber zu gewinnen,
Versink' ich nur noch tiefer in mein Sinnen.

Phantasmagorie.

Einst reichte wohl die Freude
Mir wirklich ihre Hand;
Es waren wirklich Blumen,
Die sie mir lächelnd wand.

Und was mir freundlich strahlte,
Es war ihr Angesicht,
Und was die Welt mir malte,
Es war ihr heitres Licht.

Mit Händen konnt' ich's greifen,
Mit wachem Sinn verstehn,
Mit meinen Ohren hören,
Mit meinen Augen sehn. —

Nun starr' ich oft in's Leben,
Wie in ein finstres Haus;
Wohl zuckt's vor meinen Augen,
Doch prägt es sich nicht aus.

Nur manchmal glänzt im Dunkel
Ein kleiner lichter Kern,
Erweitert sich, rückt näher,
Entfaltet sich zum Stern.

Du schöner Stern der Freude,
So kommst du doch einmal?! —
Doch ach! hohlspiegelartig,
Zerronnen, geisterfahl.

Mir ist, ich säh' ein Wesen,
Das an die Freude mahnt,
Mir ist, als säh' ich Blumen
In wohlbekannter Hand;

Doch körperlos ist alles, —
Hand, Blumen und Gesicht
Sind Spieglungen der Freude,
Sie selber ist es nicht.

Ich darf nach ihr nur langen,
Im Nu verschwindet sie:
Die Freud' ist mir geworden
Zur — Phantasmagorie!

Verlorene Stunden.

Es gibt so manche Stund' im Leben,
Wo man nichts rechtes treiben mag,
Wo man nicht froh, nicht traurig eben,
Vor sich hineinstarrt in den Tag.

Zumal des Abends, wenn das Schweigen
Sich lagert über Land und Stadt,
Und leis' empor die Sterne steigen,
Und alles einnickt, lebenssatt.

Und dunkler wird's, und aus dem Abend
Wird endlich Nacht, — ich sitze still, —
Durch's Fenster haucht es kühl und labend, —
Ich sinn' und weiß nicht, was ich will.

Die Feder fällt mir aus den Händen,
Ich schau' in's Licht gedankenvoll:
„Wie kam es so? Wie wird es enden?
„Was war? was ist? was kann? was soll?" —

Und die Gedanken ziehn und wogen,
Wie Nebel in der Dämmerung;
Bald sink' ich tief hinabgezogen,
Bald schweb' ich hoch im Geisterschwung;

Doch klar wird nichts; — es ist nur Ringen,
Nur Schwanken zwischen Lust und Weh',
Undeutlich, wie Gesänge klingen
Fern über sturmbewegte See.

So sitz' ich lang und träum' und sinne,
Da tönt Nachtwächterruf empor,
So laut, daß ich mich selbst gewinne,
Und merke, wie ich mich verlor!

Aufspring' ich, friedlich abgefunden
Mit allem, was man ahnt und hofft; —
Ich weiß, es sind verlorne Stunden,
Doch mir sind sie die liebsten oft.

Ueber eine Nacht.

Mensch, hab Achtung vor dem Kummer,
Unbegränzt ist seine Macht:
Dunkle Locken kann er bleichen
Ueber eine kurze Nacht.

Und der du mit dunklen Locken
Heut noch stolz und blühend gehst,
Ach! wer weiß, ob du nicht morgen,
Früh ein Greis, mit weißen stehst!? —

„Möglich! Mag's der Herr verhüten,
„Der es weislich vorbedacht;
„Denn sein Wink ist's, wenn der Kummer
„Locken weiß macht über Nacht.

„Doch so kann sein Wink auch eben
„In der kurzen Todesnacht
„Locken wieder dunkel färben,
„Die der Kummer weiß gemacht!“ —

Ausgleich.

Könnt ihr den Nord- und Südpol einen,
Das Eis vermählen mit der Glut,
Die Lust verschwistern mit dem Weinen,
Und friedlich gatten Bös' und Gut?

Könnt ihr des Jammers bange Scenen
In Einklang bringen mit dem Glück?
Das größte Widerspiel der Thränen
Vereinigen in einem Blick?

„Erinnrung" heißt die Zauberkette,
Die bindet, was sich feindlich scheint,
Die Rosen streut auf's Dornenbette,
Und zwischen Wonnelächeln weint;

Die in der Trennung Wermuthschale
Der Liebe süßen Nektar mischt,
Und mit der Freundschaft jungem Strahle
Verjährter Falschheit Spur verwischt.

Wie Wolken sich am Himmel jagen,
Wie Wellen fliehn im Wechselschwung,
So gränzt Genießen an Entsagen
Im Bilde der Erinnerung.

Vereinzelt tritt der Schmerz in's Leben,
Vereinzelt tritt die Lust herein;
Nicht Wahl, der Zufall bringt es eben,
Den dunklen wie den lichten Stein;

So zeigt von Nacht und Sonnenscheine
Ein bunt Gewirre sich dem Blick,
Erinnrung erst vereint die Steine
Zur deutungsvollen Mosaik.

Bauernregel.

„Morgenroth bringt Abendregen“ —
Heitres Jetzt ein trübes Einst:
Denk', wie du als Jüngling lachtest,
Wenn als Greis vielleicht du weinst.

Tröste dich, wenn deine Jugend
Thränen dir gebracht und Noth:
Frühe Prüfung, später Segen, —
„Morgenregen — Abendroth!“

„Abendroth bringt Morgenregen,“ —
Alter Knabe, juble nicht:
Jenseits gibt es auch noch Thränen
Für ein Aug, das lachend bricht.

Doch getrost, du stiller Dulder,
Folgt dein Leid dir bis zum Tod:
Späte Thränen, frühe Perlen, —
„Abendregen — Morgenroth.“

Seltsam Sprüchlein, das der Himmel
Uns zu Trost und Warnung lieh,
Bist so mannigfach zu deuten,
Aber ohne Thränen nie!

Inmitten.

Eine Treppe hoch
Ueber mir, da haust der Tod;
Unerwartet hat er angepocht,
Und erloschen ist ein Lebensdocht,
Und erwacht ist plötzlich Schmerz und Noth;
Unterbrochen klägliches Gewimmer
Träuft mir durch die Deck' in's Zimmer!

Und im Erdgeschoß
Unter mir, da haust die Freud';
In der Hand den frischen Myrtenkranz
Zog sie ein mit Jubel, Lied und Tanz,
Harmlos pflückend, was die Stunde beut;
Schall von Lachen und Gesumm von Spielen
Quillt empor mir durch die Dielen!

Und inmitten ich,
Zwischen Tod und Freud', allein;
Eine Treppe trennt sie nur von mir, —
Uebersehn sie beide meine Thür?
Will nicht Tod, noch Freude Gast mir sein?
Nein! — was allzufrüh bedünkt den einen,
Mag zu spät der andern scheinen!

Scheinleben.

Von dunklen Locken ist dein Haupt umkränzt,
Dein Mund ist rosig frisch, dein Auge licht,
Der Jugend unerschöpfte Fülle glänzt
Aus deinem makellosen Angesicht.

Und dennoch klagst du, seufzest immerdar,
Und nennst dich arm und nennst die Todten reich?
Und zürnst der Röthe deiner Wangen gar,
Und wünschest dir: Ach wären sie schon bleich?

Der kranke Baum, das sieche Kind der Flur,
Sie senken Ast und Blatt der Erde zu;
Auf keiner Lüg' ertappt man die Natur, —
Gesteh, wer lügt, dein Antlitz oder du? —

„O thu nicht Unrecht dem, der arm genug,
„Ein Doppelhohn ist's, wenn du reich mich nennst;
„Kann ich dafür, wenn du den Gauklertrug
„Des grausam gnädigen Geschicks verkennst?

„Sahst du das Grün auf einem Teiche nie,
„Das seine Fläche wuchernd frisch umhüllt? —
„Weil seine Welle sumpft, drum grünet sie,
„Kein Grün umspinnt den Quell, der lustig quillt!

„Sahst du der Trümmer Schmuck, den Epheu, nie?
„Wie rankt er sich voll Leben drüber hin,
„Zu halten scheint er, und entkräftet sie,
„Je frischer er, je schneller ihr Ruin!

„Hast du auch nie ein Kirchhofgrab gesehn,
„Worauf ein Blumenheer sich gaukelnd wiegt? —
„Weißt du, warum sie drauf so üppig stehn?
„Grad weil der Tod in seinem Schoose liegt!

„Scheinleben ist's, was dunkel färbt mein Haar,
„Klar macht mein Aug, die Lippen rosengleich,
„Und zürnen muß ich meinen Wangen gar,
„Mir heimlich wünschend: Wären sie schon bleich!" —

Getäuschte Erwartung.

Auf den Berg am frühen Morgen
Ist ein Knab' emporgeeilt,
Während, im Gewölk verborgen,
Noch die Sonne zögernd weilt;
Ihren Aufgang will er sehen,
Doch er kennt nicht Ost, noch West,
Und so bleibt er harrend stehen,
Ob sich nichts erspähen läßt.

Alles trüb, nur Nebel winden
Um die Höhn sich, Schlangen gleich;
Matte Lichter nahn und schwinden,
Magisch graut's im Dämmerreich.
Fern nur sieht er, roth wie Rosen,
Jetzt ein helles Wölkchen stehn,
Das mit schmeichlerischem Kosen
Weste auf und nieder wehn.

„Ja, dort muß die Sonne kommen:
Rosen zeichnen ihren Lauf!“
Also ruft er süßbeklommen,
Blickt zum Wolkenröslein auf,
Kehrt sein Aug, unabgezogen,
Sehnend nach der lichten Spur,
Und, ob Nebel ziehn und wogen,
Auf sein Röslein baut er nur.

Und so harrt und harrt der Knabe,
Ob des Rösleins Kern nicht springt,
Und dem Nebelblättergrabe
Sich der erste Strahl entringt.
Lang schon hat er es getragen,
Doch kein Fünkchen Lichtes blinkt,
Bis die Augen ihm versagen,
Und sein Haupt vor Wehmuth sinkt.

Sieh! da weitet sich der Schleier
Schnell zum goldnen Riesenthor;
Ja — das ist der Sonne Feuer,
Weltverklärend tritt sie vor;
Aber nicht an jener Stelle,
Aber aus dem Röslein nicht, —
Aus des Nebels dickster Welle
Taucht ihr freundlich Angesicht.

Das ersieht der Knab' und weinet,
Sein Vertraun ist ihm geraubt,
Weil nicht dort die Sonn' erscheinet,
Wo er sie zu schaun geglaubt.
Dort hätt' ihm ihr Kommen Wonne,
Dort Entzücken ihm gebracht;
Hier verdrießt ihn gar die Sonne,
Wenn sie noch so freundlich lacht.

Schwimmlied für's Leben.

Schwimmen, — süße Wonne! Schwimmen
Auf der Jugend klarem Teich;
Heitre Klänge, traute Stimmen
Schallen ringsum echoreich;
Und in fröhlichem Gewimmel
Treibt und drängt sich's überall,
Und ein blauer Frühlingshimmel
Spiegelt sich im Flutkrystall.
Laßt uns schwimmen ohne Zagen,
Weil uns noch die Wellen tragen!

Schwimmen, schwimmen auf des Lebens
Breitem Strome — süße Lust,
Voller Kräfte, starken Strebens,
Sichren Zieles wohlbewußt!
Mag es stürmen, mag es toben:
Da beweist, wer Schwimmer sei;
Nur das Auge kühn nach oben,
Nur das Herz von Ballast frei!
Laßt uns schwimmen ohne Zagen,
Weil uns noch die Wellen tragen!

Schwimmen, schwimmen auf der Liebe
Tückevollem Mittelmeer!
Schimmert ja durch's Flutgetriebe
Doch vielleicht ein Hafen her;
Solch ein Hafen, wo's noch Preise
Gibt für unsre Herzensfracht:
Nicht vergebens macht die Reise,
Wer sie treuen Sinnes macht!
Laßt uns schwimmen ohne Zagen,
Weil uns noch die Wellen tragen!

Schwimmen auf dem stillen Meere
Der erhabnen Poesie, —
Glück, wohl werth, daß man's begehre,
Sabbatfeier, Harmonie!
Wenn gleich lieblichen Najaden
Alle Künste, Hand in Hand,
Gaukelnd folgen unsren Pfaden
Bis zum fernen Wunderstrand!
Laßt uns schwimmen ohne Zagen,
Weil uns noch die Wellen tragen!

Schwimmen, schwimmen auf der Trauer
Schwarzem Meere, wenn es gilt!
Männersinn kennt keine Schauer,
Weiß, daß jeder turm sich stillt.

Mag die See auch heute schwellen,
Mag der Himmel düster sein:
Morgen ebnen sich die Wellen,
Morgen lacht uns Sonnenschein!
  Laßt uns schwimmen ohne Zagen,
  Weil uns noch die Wellen tragen!

Schwimmen endlich, stiller schwimmen,
Bis in's Eismeer, bis zum Pol,
Bis des Alters ernste Stimmen
Mahnen an das Lebewohl;
Schwimmen, bis uns eine Welle
Von dem Fremdlingsstrand verschlägt,
Und uns an die schönste Stelle
Einer schönren Heimat trägt!
  Theilt die Wellen ohne Zagen,
  Bis sie — uns hinübertragen!

Nach dem Balle.

Von des Balls bewegten Freuden
Wankt der Tänzer matt nach Haus,
Ruht mit halbgeschlossnen Augen
In der stillen Kammer aus.

Manchmal taucht's in wirren Bildern
Zuckend noch vor ihm empor,
Und der Bässe dumpfes Murren
Tönt noch immer durch sein Ohr.

Und mit Bildern und mit Tönen
Ringt er, noch im Traum gestört,
Bis er endlich, losgerungen,
Selbst sich wieder angehört. —

Jugend, Freudenball des Lebens,
Längst schon ruh' ich aus von dir,
Manchmal zuckt es nur im Stillen
Wirr und bunt vor'm Auge mir.

Und von deiner Melodieen
Ueberschwänglich lautem Chor
Tönt nur mehr der Bässe Summen
Ernst und mahnend mir im Ohr.

Regt es gleich in meiner Seele
Sich wie Wehmuth dann und wann,
Wo gehör' ich, losgerungen,
Bald mir selbst doch wieder an.

Das Bildlein.

Ein Bildlein hatt' ich einst im Zimmer,
Drauf war ein blaß Gesicht gemalt,
Von einem Glanz, wie Morgenschimmer,
Der durch die Wolken bricht, umstrahlt.

Und aus dem Blau, das hin und wieder
Durchleuchtete krystallenklar,
Sahn holde Engelsköpfe nieder,
Umkränzt von einem Flügelpaar.

Ich fand an diesem Bild als Knabe
Gar oft Gefallen unbewußt;
Nun, seit ich es verstanden habe,
Fänd' ich wohl dran noch größre Lust.

So oft ich denk' an jenes bleiche,
Leidvoll erhobene Gesicht,
So dünkt mir, daß es meinem gleiche:
Denn heiter ist auch meines nicht.

Der Strahl, der dort gleich einem Taue
Aus dunklen Wolken niederhieng,
Er gleicht dem Licht, dem ich vertraue,
Wenn oft mich düstre Nacht umfieng.

Und jene Engelsköpf' im Blauen
Mit Flüglein an des Nackens Rand,
Die Lieben sind's, die niederschauen
Auf mich aus einem bessren Land.

Die Lieben sind's auf ferner Stätte,
Wo meine Sehnsucht wandelt hin; —
Ich wollt', daß ich das Bild noch hätte:
Jetzt erst begreif' ich seinen Sinn.

Seifenblasen.

Der Kaufherr steht an der Schwelle,
Zur fernen Reise bereit,
Die Sinne, voll taumelnder Zahlen,
Schon draußen im Meere weit.

Jetzt gilt's, den Wink zu benützen,
Den lächelnd das Glück ihm gab, —
Sein Goldland eilt er zu finden,
Oder — einen Bettelstab. —

Daneben stehet sein Schwäher,
Ein kampfergrauter Held,
Gehüllt in den Reitermantel,
Die Sinne schon draußen im Feld.

War zwanzigmal schon in Schlachten,
Und wieder treibt's ihn hinaus, —
Jetzt trägt er den schönsten Orden
Oder seinen Tod sich nach Haus. —

Und zwischen den beiden Lieben
Da weint ein blasses Weib,
Liegt bald in des Gatten Armen,
Hangt bald an des Vaters Leib.

Hat oft schon also gerungen,
Hat oft schon also geweint,
Und hat es schon oft wie heute
Nicht zu überleben gemeint. —

Daneben das Kindlein vom Hause,
Das sitzt im Winkel still,
That erst, was die andern thaten,
Nun thut's, was es selber will.

Das Kindlein nimmt sein Schälchen,
Das Kindlein nimmt sein Rohr,
Und bläst seine Seifenblasen
Gar bunt in die Luft empor. —

Und wär' ich dabei gestanden,
Als ich dies Liedchen schrieb,
So wär' ich der fünfte gewesen,
Der auch nicht andres trieb.

Heldenscheue.

Als noch die Götter sich hiernieden
Gelagert um der Menschen Herd,
Und, missend ihren stolzen Frieden,
Mit armen Sterblichen verkehrt;
Da fühlte, wie die Mythen sagen,
Gar oft der Wirth vor seinem Gast
Von wunderlichem Mißbehagen,
Von leisem Schauer sich erfaßt.

Er wagte die gebotne Rechte
Zu drücken nicht wie Nachbarshand,
Es war wohl Lust, doch nicht die ächte,
Die er beim Willkommstrunk empfand.
Und wenn ihn dann die goldne Zeche
Den hohen Gast errathen ließ,
So bangt' ihm fast, daß es sich räche,
Was er, ein Mensch, dem Gott erwies.

So geht mir's oft mit unsren Göttern,
Mit den Gewalt'gen dieser Welt;
Sie mögen durch die Länder wettern,
Denn in den Sturm gehört der Held.
Er mag mit Blut den Boden düngen,
Daß bessre Saaten drauf gedeihn: —
Von seinen Siegen will ich — singen
Und seiner Thaten Herold sein.

Doch drückt er mir als Gast am Tische
Die Hand, die ich ihm zögernd gab,
So zuck' ich scheu zurück und wische
Sie heimlich schauernd wieder ab.
Er dünkt mich nicht von meinem Stamme,
Ich reiche nicht zu ihm hinan,
Und seine Glut ist eine Flamme,
An der ich mich — nicht wärmen kann.

Anwartschaft.

Mein Leben — ach! ich kann mir's nicht erklären —
Mich dünkt es immer nur erborgt, geliehn,
Nicht wie ein Ding, das lang noch könnte währen,
Nein, wie ein Traum, halb reif schon zum entfliehn.

Nein, wie das Stehn auf eines Hauses Stufen,
Woraus verbannt man zögert wehmuthsvoll;
Gleich einem Amt, aus dem man abberufen
Nur deß noch harrt, der uns ersetzen soll.

Ja — schon geleert dünkt mich die kleine Stelle;
Die ich einstweilen auf der Welt vertrat;
Ernannt schon ist der rüstige Geselle,
Der treten soll auf meinen leeren Pfad.

Ernannt schon ist er, nur noch nicht gekommen, —
Bald wird er kommen, — und dann ist es aus!
Drum fühl' ich mich so seltsam oft beklommen,
Bin nimmer hier, bin noch nicht dort zu Haus.

Gewöhne dich hinüber, Herz, hinüber,
Schau nicht so bang um dich, schau nicht zurück.
Was du auch bist und hast, es geht vorüber,
Dort ist dein Leben, dort vielleicht — dein Glück!

Am Friedhofe.

Wenn ich vorübergeh' am Gottesacker,
So fällt mir etwas sonderbares ein:
Warum denn muß auf dem geweihten Boden
Begraben nur und stets begraben sein.

„Saat Gottes ziemt sich für den Gottesacker!" —
Ist denn das Leben keine Gottessaat? —
Wie schön, wenn man das Kind am Hügel taufte,
Wo ihm des Ahnherrn Geist als Pathe naht!

Wie tröstlich für den Scheidenden, zu wissen:
„Kein fremder Boden wird mein Bette sein:
Wo mich der Kirche Thau als Kind besprengte,
Dort segnet Gottes Thau als Greis mich ein!" —

„Saat Gottes ziemt sich für den Gottesacker!" —
Und ist denn Liebe keine Gottessaat? —
Wie schön, wenn man das Brautpaar dort vermählte,
Wo's unter Gräbern einst in's Leben trat!

Welch weise Mäßigung für Hochzeitsjubel,
Wie sinnig würde der Gedanke sein:
„Wo Liebe mir die ersten Thränen weihte,
„Wird einst die Liebe mir die letzten weihn!“ —

Verschwinden würde bald der böse Schauer,
Der uns vor offner Kirchhofthür erfaßt,
Weil er bisher uns nur ein Ort der Trauer,
Ein frostig Haus für einen kalten Gast.

Er würd' uns, wie die Kirch', ein Garten werden,
Wo Rosen unter den Cypressen blühn,
Wo zwischen ernsten, goldnen Grabsymbolen
Hellgold'ge Bilder süßer Wonne glühn.

Und für das eis'ge Wort: „Er wird begraben!“
Entständ' ein Sprüchlein von viel sanftrer Art;
Man würde sagen: „Er wird hingetragen,
„Wo er getauft, wo er getrauet ward!“

Der Todtengräber.

Wenn mich der Todtengräber freundlich grüßt,
So säum' ich nie, es höflich zu erwiedern,
Geschieht es gleich, was mich beinah verdrießt,
Mit einem leisen Frösteln in den Gliedern.

Bekämpfen muß ich einen Argwohn fast,
Als ob er's gar nur thät' aus argem Hohne,
Zunickend mir: „Du auch dereinst mein Gast,
„Wer weiß, wie bald ich deinen Gruß dir lohne!

„Nun denn, du bist ein feiner Herr! Dafür
„Sollst du mir auch ein feines Bettlein haben!
„Mit frischen Blumen schmücken will ich's dir:
„Nicht heißen soll's, daß ich dich schlecht begraben.

„Auf weichen Spänen soll das Haupt dir ruhn,
„Und deinem Leibe will das Kleid ich gönnen,
„Damit die Glieder dir nicht wehe thun,
„Und sie, wenn's gilt, sich leichter sammeln können!“ —

Bald aber tadl' ich mich; — warum denn Spott?
Hat denn der Mann nicht auch ein Herz zu schenken?
Vielleicht ist's gut von ihm gemeint! Bei Gott,
Das beste will ich lieber von ihm denken!

Ist's doch ein tröstlicher Gedanke: dort,
Wo niemand mehr als er um uns beflissen,
An jenem leichenduft'gen, düstren Ort,
Ein günstig Auge noch besorgt zu wissen!

Den Stolzen, der den Hut nie zog vor ihm, —
„Gut weg mit ihm!" wird er einst grollend sagen,
Und ihn mit höhnisch wildem Ungestüm
In eine dornumstrickte Grube tragen.

So nicht mit mir; — an meiner Ruhestatt
Wird er, daß ich ihn stets gegrüßt, mir denken;
Und — wenn ein Todtengräber Thränen hat —
Vielleicht mit einer Thräne mich versenken.

Grabgeläute.

Feiernd liegt die weite Gegend
Wie ein unbewohntes Haus,
Und vom nahen Kirchenthurme
Schallt Geläute dumpf hinaus.

Grabgeläute, schallst so traurig,
Und ich wandle doch so froh,
Wandre munter durch die Felder
War es lang, o lang nicht so;

Trillre mir ein feines Liedlein
In der leisen Abendruh',
Und das mußt du mir begleiten,
Traurig Grabgeläute du!

Armer Bruder, dem es tönet,
Zürnst du meinem leichten Sinn,
Daß, dieweil sie dich begraben,
Ich so guter Dinge bin?

Mußt nicht zürnen, armer Bruder,
Dir zum Hohn geschieht es nicht;
Mag's ein andrer mir vergelten,
Wenn dereinst mein Auge bricht.

Will im Tod mich glücklich preisen,
Wenn mein Grabgeläute dann
Eines Menschen frohem Liede
Zur Begleitung dienen kann!

Zweifaches Sehnen.

Wenn fernverhallendes Geläute
Das Landvolk ruft zum Frühgebet,
Und durch bethaute Friedhofgräser
Der Hauch der Morgenlüfte weht;

Und feierlich vom Chore nieder
Der Orgel fromme Weise klingt,
Und mit der Gläub'gen Lied vereinigt
Sich über Gräber aufwärts schwingt;

Das tönt uns Lebenden hier oben
Wie eine Mahnung an das Grab;
Da zieht es, wie ein leises Sehnen,
Nach jenseits unser Herz hinab. —

Was aber mögen sie da unten, —
Wofern Gefühl in Gräbern ist, —
Was mögen sie da unten fühlen,
Wenn Lenzhauch ihre Hügel küßt?

Wenn Orgelklang hinunterschüttert,
Und Menschensang hinunterschallt?
Und, ob so nah, doch unerreichbar,
Des Lebens Athem sie umwallt?

Gewiß ertönt euch Schläfern unten
Wie Lebensmahnung das in's Ohr,
Und zieht gewiß, wie leises Sehnen,
Nach dießseits euer Herz empor!

Kirchgang in der Fremde.

Es war in einer Kirche
Im fernen, fremden Land;
Man sprach dort eine Sprache,
Von der ich nichts verstand.

Sie trugen dort Gewänder,
Wie ich sie nie gesehn;
Ich schien mir unter Bildern
Aus alter Zeit zu stehn.

Da trat im Meßgewande
Der Priester zum Altar,
Und hob den Blick zum Himmel
Und segnete die Schaar.

Nun hielt er in den Händen
Das Glaubenspfand empor,
Da läutet's auf dem Thurme,
Da orgelt's auf dem Chor.

Nun stimmten auch die Menschen
Zu Glock' und Orgel ein,
Und Alles schien verschmolzen
In Klang und Lied zu sein.

Da fühlt' ich's tief im Innern,
Ich sei bei Menschen doch,
Bei Menschen, wie die meinen,
Vielleicht bei bessren noch.

Es war dieselbe Andacht,
Die hier die Kniee bog,
Die Herz und Hand und Augen
Empor zum Himmel zog;

Gesunken war die Schranke,
Die mich von ihnen schied:
Es war derselbe Glaube,
Wenn gleich ein andres Lied.

Täuschung.

Gradüber meinem Stubenfenster
Da stand ein schmuckes neues Haus,
Zur stillen Stunde der Gespenster
Sah ich gar oft darauf hinaus.

Und wie ich sinnend lag und schaute,
Da hört' ich's pochen leis' im Takt,
Wie wenn mit klanglos dumpfem Laute
Ein Holzwurm im Getäfel hackt.

Ich rieth und sann und dachte drüber,
Und meint', ich wär' ihm auf der Spur, —
Aus jenem Hause scholl's herüber,
Gewiß ist's dort — die Pendeluhr.

So lauscht' ich manche Nächt' und Tage,
Doch erst nach Monden späht' ich's aus: —
Das Echo war's vom Pendelschlage
Der Uhr — in meinem eignen Haus. —

So gegenüber stand im Leben
Ich manchem Herzen, das mir werth;
Es schien gar ernsten Klang zu geben,
Wie eben es mein Herz begehrt.

So manches, was mich angezogen,
Ihm rechnet' ich es an allein;
Doch als ich's reiflicher erwogen,
Da sah ich meine Täuschung ein.

Denn was ich nahm in stillen Stunden
Für fremder Brust verwandten Schall,
War doch zuletzt, wie ich gefunden,
Nur — meines Herzens Wiederhall.

Das Blumenmädchen.

„Maiblumen!“ ruft ein schönes Kind,
Selbst Blume noch im Mai,
„Maiblumen kauft, — noch sind sie frisch,
„Bald ist's damit vorbei;
„Wie schön sie sind, und über Nacht
„Ist all ihr Glanz verblüht,
„Und niemand sieht es ihnen an,
„Wie schön sie erst geblüht!“ —

Ihr hört ihr wohlberechnet Wort
Und blickt ihr in's Gesicht,
Und denkt, ob der Verkäuferin,
Fast an die Waare nicht.
Und unwillkürlich sprecht ihr's nach:
„Ja, Blumenreiz verglüht,
„Und niemand sieht es ihnen an,
„We schön sie erst geblüht!“ —

„Schön Dank!" darauf, dann hüpft sie fort,
Das liebe, holde Kind,
Noch ist ihr Auge rein und hell
Und ihre Wange lind;
Doch Schönheit ist der Blume gleich,
Ein Hauch, — und sie versprüht,
Und niemand, — niemand sieht ihr's an,
Wie schön sie erst geblüht.

Wie schade, daß solch schönem Bild
Kein schönrer Rahmen ward,
Daß solchen edlen Flor nicht pflegt
Ein Gärtner bessrer Art!
Ein Frost vielleicht zerstört die Form,
Ein Mehlthau dieß Gemüth,
Und niemand, — niemand sieht ihr's an,
Wie schön sie erst geblüht. —

Und Jahre kommen, Jahre gehn,
Ach! Jahre gehn so schnell,
Und wo ihr rasch einst hingetanzt,
Da schleicht ihr matt zur Stell';
Und euer Haar ist schon bereift
Und euer Aug verglüht,
Und niemand, — niemand sieht euch an,
Wie frisch ihr einst geblüht.

Da wankt mit einem Blumenkorb
Ein Mütterchen und ruft:
„Maiblumen kauft, noch sind sie frisch,
„Doch bald verraucht ihr Duft;
„Wie schön sie sind, und über Nacht
„Ist all ihr Glanz verglüht,
„Und niemand sieht es ihnen an,
„Wie schön sie einst geblüht!“ —

Ihr horcht, ihr kennt das Sprüchlein noch,
Das einst ein Mädchen sprach;
Ihr kauft und überhört den Dank
Und blickt ihr sinnend nach.
Welch Maß für euch: sie — einst so frisch —
Und jetzt so altersmüd,
Und niemand — niemand sieht ihr's an,
Wie schön sie einst geblüht! —

Ebenbürtigkeit.

Is there upon earth a gem so
precious, as the human soul?
O. Goldsmith.

„Schön ist das Mädchen, sagst du, jung und gut,
„Doch arm, entsprossen aus gemeinem Blut;
„Ich lieb' es, fand kein bessres noch auf Erden,
„Doch, wie ich bin, kann es mein Weib nicht werden.

„Entstammt bin ich aus altem Blut, bin reich,
„Drum ist sie vor den Menschen mir nicht gleich;
„Im Reich der Liebe muß ich sie verehren,
„Im Reich der Welt ihr, ach! den Rücken kehren!"

So klagst du, Freund; pfui! nimm das Wort zurück!
Daß du sie liebst, gesteht dein trunkner Blick:
In deinem Auge liegt dein Herz, das frage,
Und schände nicht den Mund durch schnöde Klage.

Sie hangt an dir so inniglich, so warm,
Vergessend, daß du reich, sie will dich arm,
Sie sieht durch deines Standes starre Hülle
In deines Herzens bessre Lebensfülle.

Wirf ihn von dir, den stolzen Wahn der Welt,
Erkenn es, welch Gefühl die Brust dir schwellt,
Es liegt so viel im tiefsten ihrer Seele,
Was sich vereint zum köstlichsten Juwele.

Und diesen wunderbaren Edelstein
Löst Alles, was du hast und bist, nicht ein!
Kann's einen schönren Diamant im Leben
Als eine schöne Menschenseele geben?

Geschmückt mit dieses Kleinods heil'ger Zier,
Steht sie, o Freund, erhaben über dir;
Worauf du stolz bist, leg es ab als Bürde,
Dann wirb um sie, erst würdig ihrer Würde!

Weib und Dame.

Weib. Ihr seid wohl fehlgegangen, edle Frau?
Auf diesem Wege seh' ich selten Damen.

Dame. Fürwahr ein Weg, zu schlecht für Bauernfüße,
Und doch muß ich ihn jede Woche gehn.

Weib. Ich muß ihn täglich gehen, liebe Frau.

Dame. Bis dort zur Hütte, die am Hügel steht,
Wo sich der Pfad durch Dornen mühsam windet, —
Es ist zum Rasendwerden, denk' ich dran!

Weib. Seht Ihr den Berg dort hinter jenem Hügel?
Er hat ein doppelt Joch, dazwischen schaut,
Wohl noch ein Stündchen weiter, als er selbst,
Ein höherer hervor; der ist mein Ziel!
Und doch thu' ich den Gang mit frohem Herzen.

Dame. Ihr seid noch jung, — wer unter zwanzig ist —

Weib. Verzeiht! da lügt mein rund Gesicht um zehn;
Auch hab' ich viel geschafft, drum glühn die Wangen.

Dame. Ich hab' ein Kind in jener Hütt' auf Kost.

Weib. Ich hab' mein Kind auf jenem Berge droben.

Dame. 's ist auch mein Kind! Nur ekelt es mich an,
Das widerwärt'ge, ohrzerschneidende
Geschrei des Würmleins stets um mich zu hören;
Denn Kindsmagd bin ich nicht, um es zu stillen,
Und wer nicht weiß, daß solch ein Schelm mir weint,
Mag immerhin noch „Fräulein" mich begrüßen.

Weib. O Gott! wie freu' ich mich von ferne schon,
Des lieben Würmleins holden Ton zu hören!
Nur sieben Stunden erst entbehrt' ich ihn,
Und eine Ewigkeit war's meinem Herzen.
Wie wird es nach der Brust mir lüstern langen,
Die kleinen Aermchen mir entgegenbreiten,
Die Fäustchen ballen, mit den Lippen schnalzen,
Die Aeuglein hin und wieder drehn und: „Mutter!"
Mir sagen wollen und nicht können! — Oh,
Ich glaub' erst, wenn ich bei dem Kinde bin,
Etwas zu sein! Ich bin bei ihm so sicher:
Denn eine Mutter hat ihr Bild im Himmel.

Dame. Vor einer Woch' erst da hinauf geklettert —!

Weib. Und sieben Stunden hab' ich's nicht gesehn —!

Dame. Fast wollt' ich, weil's auf dem verdammten Hügel
So nah' dem Himmel ist, er nähm' es ganz
Zu sich —!

Weib. Ach! sollt' ich dieses Kind vermissen,
Mit beiden Augensternen löst' ich's aus.

Dame. Ade! Ich muß im Schatten hier verweilen:
Man muß nicht allzuviel des guten thun.

Weib. So lebt denn wohl! Mich drängt es fortzueilen:
Erst bei dem Kinde kann die Mutter ruhn!

Muttergedanken.

Am Kirchenplatz auf einem Steine
Sitzt eine Mutter mit dem Kind,
Und reicht die Brust ihm lächelnd eben,
Und küßt und herzt es lieb und lind.

Da regen sich die Glocken droben
Hoch über ihr zum Grabgeläut;
Sie lauscht, und ihr behaglich Lächeln
Zerfließt in stille Traurigkeit.

Dort bringen sie ein welkes Leben,
Ihr liegt ein blühendes im Arm;
Ist jenes dort vom Harm genesen,
Reift dieß entgegen hier dem Harm.

„Was wirst du alles tragen müssen,
„Mein Kind, so spricht sie vor sich hin —
„Wie vieles dulden und verwinden, —
„Und was ist endlich dein Gewinn?

„Vielleicht daß du auf diesem Steine
„Auch einmal sitzest so wie ich,
„Und auch die Glocken tönen hörest,
„Wer weiß für wen? — Vielleicht für mich!

„Sei's denn, — nur mög' ich nie sie hören
„Für dich ertönen, liebes Kind!
„Fort, fort, — sie nahn die schwarzen Männer!
„Sie stecken an, — komm, komm geschwind!

„Du weinst? — Mein Gott! willst nimmer saugen?
„Verschmähst dein liebstes auf der Welt?
„Hat doch mein düstrer Sterbgedanke
„Dir nicht die Muttermilch vergällt?" —

Mutterthränen.

Die Mutter wiegt ihr Kindlein
Beim einsamen Lampenschein:
„Mein kleines Kind, mein glückliches Kind!
„Welch Glück, so klein zu sein!

„Das Glück ist wie ein Hemdlein,
„Es sitzt so gut und fein;
„Doch mit den Jahren wächst man draus
„Und wächst sich nimmer drein!"

Die Mutter wiegt ihr Kindlein,
Und sieht es an und weint;
Das Kindlein lächelt still empor
Und weiß nicht, was sie meint.

„So sah mir auch meine Mutter
„Oft weinend in's Gesicht,
„Ich lächelte still zu ihr empor,
„Denn ich verstand sie nicht.

„Du hast mich erst ihr Weinen
„Verstehn gelehrt, mein Kind:
„Denn nur ein Mutterherz versteht,
„Was Mutterthränen sind!" —

Fabelscenen.

(Sonette.)

1.

Wenn ich sie so neidheiser bellen höre,
Und um die Wett', in geiferndem Behagen,
Wie tolle Hund' an dürren Knochen nagen,
Sie nagen seh' an ihres Nächsten Ehre;

Wenn sie, verdrossen ihrer eignen Leere,
Die Zeit mit Lug und Spott zu Tode jagen,
Wenn sie des Nachbars Fehlerlast beklagen,
Vergessend eigner Sünden Centnerschwere;

Wenn sie auf halbgeweinte Zähren schmälen,
Ihr Gift durch festversperrte Thüren spritzen,
Und die Gedanken in den Köpfen zählen; —

Da dünk' ich mich in Aesop's Reich zu sitzen,
Wo Füchse conversirten mit den Katzen; —
O wär' ich Leu, wie braucht' ich meine Tatzen!

2.

In Aesop's Reich, — Ihr wißt nun, wie ich's meine —
Ist Fest und Tanz; da sitzen sie zur Freite,
Viel zarte Gänschen an der Gänse Seite,
In Tanzverzückung bei ber Kerzen Scheine.

Da kommt nun Meister Petz und nimmt die Seine,
Dort wirbelt Bruder Langohr in die Weite,
Mit Junker Storch ist dort Lord Wolf im Streite,
Bis Alles fort sich wiegt im Lustvereine.

Hei! wie sich's dreht und schmiegt und zerrt und windet,
Was Schwing' und Fuß hat, ist des Walzers Sclave;
Wie's im Erlöschen sich vom neu'n entzündet!

Befiel doch sonst die Drehkrankheit nur Schafe?!
Jetzt ist sie in's Geflügel gar gefahren:
Fort, fort, — wer seine Flügel will bewahren!

3.

Zufällig ward in's Reich der schwarzen Krähen
Ein zartes weißes Täubchen einst verschlagen;
Wie maßen sie's mit stolz gestrecktem Kragen,
Um aufzufinden einen Stoff zum schmähen.

Wenn sie nur etwas, nur ein Fleckchen sähen,
Welch wollustvolles, inniges Behagen!
Doch weiß, ganz weiß! — sie können's nicht ertragen,
Sie müssen etwas schwarzes noch erspähen.

Da, wie's den Flügel streckt, erscheint ein Federchen,
Auf weißem Flaum ein schmales, schwarzes Aederchen. —
„Seht, seht!“ — so raunen, flüstern, kichern, schmälen,

Des Fundes froh, die guten Krähenseelen;
Ganz Krähenheim durchjubelt das Geschmähe:
„Das Täubchen weiß? — Ja — weiß!? Schwarz, schwarz,
— auch Krähe!“

4.

Ei seht mir doch die Herrn Poeten oben,
Die Vögel, mein' ich, was sie thun und wagen;
Der Uhu sucht die Poesie in Klagen,
Der Aar versteigt sich zwischen Wolken droben;

Der Puterhahn meint: Dichten heiße Toben,
Die Ente fühlt im Kehricht ihr Behagen,
Und andre, wenn sie mit den Flügeln schlagen,
So glauben sie die Muse schon zu loben.

Da lob' ich mir die Lerche, die bescheiden
In's Grün sich duckt, so lang sie sitzt am Boden;
Doch fliegt sie auf, im Aether sich zu weiden,

Dann wirbelt sie begeistert ihre Oden:
Bald kühner Schwung, bald sanftes Senken wieder,
Das ist das rechte Ebenmaß der Lieder!

5.

Da sitzen sie die Herrn im ernsten Kreise,
Der Papagei mit keckgesträubtem Schopfe,
Der Staar mit buntem Opernkram im Kopfe,
Der Gimpel mit der schwer erlernten Weise.

Und einer schreit dem andern nur zum Preise,
Und alle blähn sich auf mit stolzem Kropfe;
Die Nachtigall, gleich einem armen Tropfe,
Steht übersehn von fern und flötet leise.

„Was will sie? Unser Mitglied hier sich nennen?
„Da möge sie sich schleunigst nur entfernen:
„Wir haben einstudieret, was wir können;

„Sie kann es von sich selbst, das heißt nicht lernen!
„Sie singt wohl hübsch, sie macht sich keine Schande,
„Doch sie gehört nicht zum Gelehrtenstande!“

6.

Ein Vogel, hochgeschnäbelt wie so viele,
Sprach einst zur Liederbardin Nachtigall:
„Weiß nicht, wie du mir vorkommst, — hast doch all'
„Und jede Kraft zum allerhöchsten Ziele;

„Wald heißt dein Haus und Frühling dein Gespiele,
„Und Nacht dein Tag und Elegie dein Schall,
„Warum ein Stimmchen, heller als Krystall,
„Verthun an Lieder in so zahmem Stile?

„Weltschmerz, mein Kind, — Weltansicht, das thut Noth,
„Nicht ewig Mondenschein und Morgenroth,
„Und kleinlich Wohl und Weh und derlei Dinge:

„Die Welt ist wund, von ihren Schmerzen singe!"
Darauf die Nachtigall: „Was mich beseelt,
„Ist Weltschmerz ja: mein Herz ist meine Welt!"

Reiseplan.

Das wäre so meine Freude:
Zu wandern von Land zu Land,
Und überall zu weilen,
Bis ich was liebes fand!

Und was ich fände, genöß' ich
Mit unbekümmertem Sinn,
Und gäb' in süßem Vergessen
Mich meinem Entzücken hin.

Dann schnell, — o schnell von hinnen,
Noch eh' was trübes kam,
Und meiner glänzenden Freude
Den lieblichen Schimmer nahm.

Nach Art der klugen Schwalben,
Die munter wandern und ziehn,
Und wenn sie den Herbst wo ahnen,
Noch eh' er kommt, entfliehn. —

Doch ach! wer läßt mich ahnen,
Wo mir was liebes keimt? —
Drum hab' ich auf meiner Reise
Viel liebes schon versäumt.

Und ach! wer läßt mich ahnen,
Wann mir was trübes erscheint? —
Drum hab' ich auf meiner Reise
Schon manche Thräne geweint!

Traumfahrt.

Oft träumte mir, mein Zimmer
Das wär' auf einem Schiff,
Und schwömme mit mir weiter,
Weit über Klipp' und Riff;

Weit über Sund' und Meere,
Wohl hundert Meilen fort,
Bis wir gelandet wären
In einem fernen Port.

Voll Neugier stieg' ich endlich
Aus der Kajüt' empor,
Und trät', als in der Fremde,
An's Ufer scheu hervor.

Und sieh! da kränzten Häuser
Gar heimatlich den Plan,
Und auch die Berge sähen
So wohlbekannt mich an.

Sogar die Leute wären,
Wie ich sie nicht gedacht,
Sie sprächen meine Sprache,
Und trügen meine Tracht.

Und süßes Heimweh faßte
Mein Herz mit einem Mal,
Und zur Kajüte lief' ich
Zurück in banger Qual.

Da säß' ich dann und sänne,
Bis ich vom Traum erwacht,
Recht froh, daß ich die Reise
Im Traume nur gemacht.

Am Berge.

Wie blickt sich's droben vom Berge
So freundlich niederwärts,
Wie sieht man dem Städtchen drunten
So ungehindert in's Herz!

Recht friedsam schauen die Häuser
Mit ihren Dächern empor;
Recht gastlich quillt aus den Schlöten
Der bläuliche Rauch hervor.

Woher, du flüchtiges Wölkchen?
Zieht Klag' oder Dank mit dir?
Hast überall gleiche Eile,
Bist dort so blau, wie hier. —

Jetzt treibt es sich in den Straßen
Ameisen ähnlich umher;
Jagt Trauer, oder Freude
Das Völkchen die Kreuz und Quer?

Ob Menschen voll süßer Wonne,
Ob Menschen voll banger Pein,
Man kann es nicht unterscheiden:
Denn alle sind sie — klein. —

Horch, von der Heerstraß' ertönet
Ein Posthorn lustig und hell;
Ruft's einen Wandrer von hinnen,
Oder bringt es einen zur Stell'? —

Und jetzo wieder das Läuten,
Das aus der Tiefe klingt!
Wer sagt, ob's einen zur Trauung,
Ob's einen zu Grabe bringt?

Doch sieh! da löst sich das Räthsel,
Dort liegt der Ort der Ruh';
Ein schwarzes Trüppchen wandert
Mit einer Bahr' ihm zu.

Vielleicht so weit mein Auge,
So weit mein Ohr hier reicht,
Errieth ich nichts von allem,
Nur das — das erräth sich leicht.

Was Menschen sehen und hören,
Das träumen und rathen sie; —
Nur dich — ich will dich nicht nennen —
Nur dich verkennen sie nie!

Vor'm Posthause.

Im raschen Vorüberfluge
Vor'm Posthaus war's bei Nacht, —
Uns hatte der Weg vom Süden,
Die andern vom Norden gebracht.

Da hört' ich eine Stimme,
Sie klang mir so wohlbekannt;
Da lispelt' ich einen Namen,
Da ward auch meiner genannt.

Wir lagen uns in den Armen,
Wir sahen uns in's Gesicht,
Es war, als würde das Dunkel
Vor unseren Blicken licht.

„Noch Mensch nach unserem Sinne?"
So fragt' ich ängstlich schier;
„Noch Mensch nach unserem Sinne,"
Sein Ton bestätigt' es mir.

„Noch Freund nach unserer Geltung?“
Sein pochendes Herz sprach: „Ja!“ —
„Noch glücklich, Bruder, noch glücklich?“
Ach, warum schwieg er da?

Er wollte mir Antwort geben,
Da blies der Postillion, —
Hat seine Antwort verblasen,
Und — eilends gieng es davon.

Das war wohl ein kurz Begegnen
Nach langer Trennung Leid!
Einst treffen wir doch noch zusammen —
Auf eine längere Zeit!

Die Stadt.

Als ich auf meinen Wanderwegen
Dieß Städchen sah zum ersten Mal;
Wie traurig starrt' es mir entgegen,
Ein Zwerg von Schutt voll Wust und Qual.

Ein moos'ger Mauernkranz umschnürte
Die Häuser fast bis an den Hals,
Daß man beinahe Lust verspürte,
Sie zu entled'gen dieses Walls.

Wie abgegriffne Hüte klebten
Die Dächer ihnen auf dem Ohr,
Und nur zwei graue Thürme strebten
Mit banger Scheu zur Luft empor.

Kein Fenster sah man aus der Ferne,
Die Häuser schienen blind zu sein,
Und doch blickt man auch Städten gerne,
Wie Menschen, in das Herz hinein.

Und träg umschlich mit dumpfem Gähren
Ein trüber Fluß den trüben Ort,
Als führt' er die geheimen Zähren
Unglücklicher Bewohner fort. —

Und wenig Jahre sind vergangen,
Das Städtchen, wieder liegt's vor mir;
Die Mauern, die es einst umfangen,
Sie schwanden bis zur Hälfte schier.

Kein Wall umschnürt mehr bang und peinlich
Der steinernen Gefangnen Chor,
Schon sehen Häuser, blank und reinlich,
Frei bis an Brust und Arm, hervor.

Schon lassen sie, so mag's mir taugen,
Sich offen in die Herzen schau'n,
Und sehen frisch mit klaren Augen
Hinaus auf Berg und Strom und Au'n.

Schon tragen sie, wie Kirmeßhüte,
Die rothen Dächer, leicht und kühn,
Indeß, wie eine goldne Blüte,
Die Thurmknäuf' in der Sonne glühn.

Und auch der Strom, der träg geschlichen,
Beschleunigt munter seinen Lauf;
Der alte Zauber scheint gewichen,
Ein neues Leben dämmert auf. —

Was gilt's, wenn ich nach Jahren wieder
Vorüberzieh' an dieser Stadt,
So fiel der letzte Wall schon nieder,
Der sie so lang umkerkert hat.

Frei von der Scheitel bis zum Fuße,
Steht sie enthülst, wie eine Braut,
Und lacht entgegen froh dem Gruße,
Vor dem, aus Zwang, ihr einst gegraut.

Frei mitten unter grünen Hügeln,
Im Sonntagsschmucke, wird sie stehn,
Und sich mit ihren jungen Flügeln
Im klaren Strom entzückt besehn. —

So, Städtchen, so enthülst im Leben
Allmählich alles sich, wie du:
Hinaus, empor geht alles Streben,
Dem Lichte zu, der Freiheit zu!

Heimkehr.

Ich stand an zweier Länder Gränze,
Die Sonne war dem Sinken nah,
Da kam ein Wandersmann gegangen,
Der recht vergnügt in's Leben sah.

Wie schnell auch seine Füße schritten,
Sein Aug war ihnen weit voraus;
Statt zu ermatten ward er frischer,
Man sah's ihm an, er gieng nach Haus.

Ein Liedlein aus der Kindheit pfeifend
Zog er vorbei und grüßte fein;
Es schien, an seiner Heimat Schwelle,
Der Mensch ihm doppelt lieb zu sein.

Sein Herz, so wie sein Schatten reichte
Hinüber schon in's Vaterland,
Ein Bach lief ihm zuerst entgegen,
Ein Baum reicht' ihm zuerst die Hand.

Und leise rollten seine Thränen,
Und leise fiel zugleich der Thau,
Gleich einem stillen Thränen-Echo
Der überraschten Heimatau. —

Du guter Mann, so ganz nur Freude,
Vergessen alles, was geschehn!
Und doch wer weiß, wie kurz die Trennung,
Und auf wie kurz das Wiedersehn! —

Ich stand an einem Sterbebette, .
Auch zweier Länder Gränze wohl,
Doch der da heimwärts wandern sollte,
Wie sah er blaß, wie seufzt' er hohl!

War seit dem ersten Lebensstündlein
Im schönen Vaterland nicht mehr,
Sollt' gehn, um ewig dort zu bleiben,
Und fiel zu wandern doch ihm schwer;

Und strömt' ihm Edenduft entgegen,
Und winkten Engel ihm von fern,
Und bliebe dennoch in der Fremde,
Die ihn so arg geplagt, noch gern!

Begegnung.

„Ha, sieh! du bist's! — der alte noch!
„An's Herz mir, laß dich küssen!
„Daß zwei so warme Freunde doch
„Im Frost sich finden müssen!

„Und glatt die Stirn, das Auge klar,
„Traun — wie vor zwanzig Lenzen,
„Und warm, wenngleich dir Bart und Haar
„Vom Reif des Winters glänzen!“ —

Vom Reif des Winters? — seufz' ich leis, —
Verbirgt sich Spott dahinter?
Doch nein — er ahnt nicht, was ich weiß;
Drum habe Dank, o Winter!

Du hilfst, was Zeit und Gram gethan,
Mitleidig mir verstecken; —
Laß ich dem Freunde seinen Wahn?
Soll ich es ihm entdecken?

Soll ich ihm sagen, daß dieß Grau,
Das mein Gesicht umspinnet,
Vor keinem Weste, noch so lau,
Mehr aufthaut und zerrinnet?

Nein, warum soll zu dieser Frist
Ich selbst schon alt mich schelten,
Kann noch, was Reif des Alters ist,
Für Reif des Winters gelten?

Vater und Kind.

„Fürwahr! du machst mich alt, mein Junge,
„Wie groß du bist, wie stark, wie frisch,
„Als ich dich sah zum letzten Male,
„Du reichtest kaum noch an den Tisch!

„Und jetzt schon Aug mir gegen Auge!
„Was gilt's? bald überholst du mich;
„Und all dein Altern nur ein Blühen,
„Nur ein Gedeihen —! Aber — ich?"

Und trüber wird der Blick des Vaters
Im freudevollsten Wiedersehn.
Denn traurig sieht er sich, gealtert,
Vor seinem ältren Kinde stehn. —

Der Dichter ist ja auch ein Vater,
Denn jedes Lied ist ja sein Kind;
Du Vater, der du traurig stehest,
Wie müssen wir erst sein gesinnt?

Wir sehn nach zwanzig langen Jahren
Oft unser Kind, ein Lied, uns an,
Das uns für zwanzig lange Jahre
Zum sichren Maßstab dienen kann.

O wir sind älter, vielmal älter, —
Das Kind ist jung, so wie es war,
Als es in einer süßen Stunde
Die Liebe glückberauscht gebar.

Du Vater fühlst dich traurig älter,
Weil älter vor dir steht dein Kind; —
Doch unsre Kinder bleiben Kinder,
Wenn wir schon lange Greise sind!

Selbstbeschwichtigung.

Einst lag im hellen Morgenglanze
Die Welt vor meinen Blicken da;
Da strebt' ich nach dem höchsten Kranze,
Das goldne Ziel es schien so nah.
Mit junger Kraft in kühner Richtung
Erhob ich mich zum Sonnenschein,
Und lebte nur im Reich der Dichtung,
Ich dachte mir: „Es muß so sein!"

Da faßte mich das kalte Leben,
Das Flügel stutzt und Kräfte lähmt;
Bald maß ich mein so kühnes Streben
Nur mehr mit Lächeln stillbeschämt.
Was einst mir Lebenszweck geschienen,
Zur Blum' am Wege schrumpft' es ein,
Die stolze Muse mußte dienen,
Ich dachte mir: „Es muß so sein!" —

Da schwur ich dir, der einzig treuen,
Dir, o Natur, begeistert zu;
Mein Frühling schien sich zu erneuen,
Du gabst mir Wonne, gabst mir Ruh';
Und trug mein Lied, das wahre, warme,
Auch oft statt Lob nur Spott mir ein,
So warf ich mich in deine Arme
Und dachte mir: „Es muß so sein!"

Aus deinen Armen losgewunden,
Nun alternd dort, wo einst so jung,
Verträum' ich meine bessren Stunden
In Sehnsucht und Erinnerung.
Drum wie das Schicksal mir's beschieden,
So leb' ich zwischen Lust und Pein,
Befriedigt nie, wenn gleich zufrieden,
Und denke mir: „Es muß so sein!"

Almosen.

Der Dichter hat nicht Gold, nur Lieder,
Er schickt sie in die Welt hinaus,
Sie wandern suchend hin und wieder,
Und pochen leis' an Hof und Haus.

Und können sie ein Herz erweichen,
So sind sie nicht in Wind verstreut,
Sie werden durch die Hand des Reichen
Almosen für des Armen Leid.

1.

Dem Bettler in zerlumpten Kleidern,
Der keuchend an der Krücke schleicht,
Ein Geldstück vornehm hinzuschleudern,
Es ist, um schön zu sein, zu leicht.

Weit schöner ist's, die Noth zu finden,
Die vor der Welt sich birgt aus Scham,
Und ihren Kummer zu ergründen,
Noch eh' er auf die Lippe kam.

Am schönsten ist's, als stets bereiter
Beglücker unter's Volk zu gehn,
Und selbst im Aug, das scheinbar heiter,
Den Blick der Armuth zu verstehn.

2.

Wenn ich dem Armen etwas schenke,
Und er mir herzlich dankt dafür,
So mein' ich, wenn ich's recht bedenke,
Zu danken wär' vielmehr an mir.

Er gab zu einem Werk der Liebe
Mir unverhofft Gelegenheit,
Er macht, daß ich so wohlfeil übe,
Was mich so inniglich erfreut.

Er gönnt in eine Menschenseele
Mir einen tiefen Blick zu thun,
Ich seh' den reinsten der Juwele
Im Grunde seiner Augen ruhn.

Ich denk', an seiner Noth mich messend:
„Wie gnädig sieht mein Gott mich an,
„Daß ich, mein kleines Leid vergessend,
„So vielmal größres lindern kann."

Und wenn mich nun der Arme, Kranke,
So denken und so fühlen lehrt,
Ich frag' euch, ist solch ein Gedanke,
Solch ein Gefühl nicht dankenswerth?

3.

An einem niedren Grabeshügel
Kniet betend eine Bettlerin;
Die Aermste! hieß' es nicht sie stören,
Gern reicht' ich ihr ein Geldstück hin.

Ich will abseit hier stehn und warten,
Bis sie verrichtet ihr Gebet, —
Sie weint, — aus ihren Augen zittert
Ein heller Tropfe, stumm beredt.

Nun steht sie auf, sie geht getröstet. —
„Da hast du, Arme, — Gott mit dir!" —
Sie dankt mit überraschter Miene,
Derweil ich Platz getauscht mit ihr.

Und nun steh' ich am niedren Hügel,
Der all ihr Glück zu bergen scheint; —
Was blinkt so klar im grünen Grase,
Wo sie gebetet und geweint?

Mein Gott, ich hab' das Weib bedauert,
Ich hab' sie Bettlerin genannt,
Und siehe da! sie hat den Hügel
Geschmückt mit einem Diamant!

4.

Der Arme ist von Gott geprüft,
Ist angerührt von Gott,
Drum seht ihn fast für heilig an,
Und hütet euch vor Spott.

Wenn Ueberfluß entfernt von Gott,
Führt Noth zu ihm zurück,
Drum wendet von dem Armen nicht
Verächtlich euren Blick.

Glaubt nicht auf ihn herabzusehn,
Nein, schaut zu ihm hinan,
Als die von Gott Entfernteren
Zu dem Gott nähern Mann!

5.

Das Herz des guten armen Mannes
Gleicht einem kostbarn Edelstein,
Ein Demant ist's vom reinsten Wasser,
Nur rohe Fassung schließt ihn ein.

Das Herz des reichen Mannes gleichet
Gar oft nur einem Kieselstein,
Der Welt bedünkt auch er ein Demant:
Denn goldne Fassung schließt ihn ein.

Doch Formen wechseln und veralten,
Bald kommt ein finstrer Schmied herbei
Und bricht mit seinem ehrnen Finger
Die alten Fassungen entzwei;

Und schleudert dann die beiden Steine,
Weil ihren Werth er nicht bemißt,
Zusammen in dieselbe Grube,
Bis Zeit sie neu zu fassen ist.

Und einstens nimmt ein kund'ger Meister
Sie wieder prüfend in die Hand,
Der weiß genau zu unterscheiden,
Was Kiesel ist, was Diamant.

Der wirft das Kieselherz des Reichen
Hinweg dann als ein werthlos Ding,
Und faßt das Demantherz des Armen
In seiner Liebe goldnen Ring.

6.

Da lehnst du auf deinen Krücken
Still an der Friedhofwand,
Beschwörend mit stummen Blicken
Fühlender Herz und Hand.

Ein Bild der Noth und Trauer
Blickst du dem Treiben zu,
Und nur eine dünne Mauer
Trennt dich vom Port der Ruh'.

Sie haben wie du gelitten,
Die da im Hafen ruhn,
Jetzt haben sie ausgestritten,
Schlafen und träumen nun.

So langst du an einem Morgen
Endlich wohl auch hier an;
Dann bist du für immer geborgen,
Einmal gewiß, — doch wann?

Du möchtest schon jetzt gern schlafen,
Hier zu den Andern gereiht?!
Wie seltsam: so nah dem Hafen,
Ach — und der Umweg so weit!

7.

Nicht vom jähen Wetterregen
Wird die welke Blum' erquickt:
Der, anstatt sie aufzurichten,
Oft noch mehr sie niederdrückt.

Sanfter träuft in kühlen Nächten
Ihr der süße Thau in's Herz;
Die den Kopf gesenkt am Abend,
Hebt ihn morgen himmelwärts.

Nicht mit prunkendem Getöse
Naht der Armuth sich ihr Heil,
Heimlich aus des Mitleids Kelche
Schlürft sie tropfenweis ihr Theil.

Darum Muth, wenn auch nur wenig
Ihr der Noth zu geben habt:
Weil der Wohlthat Thau oft süßer,
Als der Wohlthat Regen labt.

8.

Ein hoher Herr ergieng im Freien
Sich einsam und in stiller Lust,
Er trug — es schimmerte vom weiten, —
Ein golden Kreuzlein auf der Brust.

Das Feld war grün, die Lerchen sangen,
Bald gieng er rasch, bald blieb er stehn,
Es mochten ihm durch seine Sinne
Gar mancherlei Gedanken gehn.

Jetzt traf sein Ohr ein leiser Seufzer,
Am Wege saß ein krankes Weib,
Wie eine Blüt' am dürren Stamme
Hing ihr ein blühend Kind am Leib.

Der hohe Herr griff in die Taschen,
Er sucht', und fand die Börse nicht;
Da lief ein leiser Purpurschauer,
Wie Schamröth' über sein Gesicht.

Schnell muß das arme, goldne Kreuzlein
Ersatz ihm für die Börse sein:
Und ohne Kreuzlein gieng er weiter,
Doch ohne Orden? — Wahrlich nein!

9.

Da nimm, mein Kind, nimm ohne Frage; —
Ja, — ja, das Silberstück ist dein!
Wofür? — Sieh, wenn ich dir's auch sage,
Wirst darum doch nicht klüger sein.

Hast, wie du also tändelnd spielest,
Hast etwas mir gegeben, Kind —!
Weiß nicht, ob du schon merkst und fühlest,
Was stille Wehmuthsthränen sind?!

Wenn du's nicht weißt, sieh mir in's Auge,
Du kannst sie drinnen zittern sehn;
Allein wozu das fromm' und tauge,
Du kannst auch das noch nicht verstehn.

Laß lieber du in's Aug' dir blicken,
In diesen tiefen, blauen See,
Voll unschuldsheiterem Entzücken,
So ungetrübt von allem Weh'.

Der ganze Himmel meiner Jugend,
Mein längst verlorner, leichter Sinn,
Mein Traum von Menschenwerth und Tugend,
Mein ganzer Glaube liegt darin.

Du hast mir ein Gedicht gegeben!
Du lächelst? weißt nicht, was Gedicht?
Sieh, darin liegt dein Glück ja eben:
Du hast es und erkennst es nicht.

Wie wir's erkennen, ist's verschwunden!
Doch, Mädchen, still! — Was soll das dir?
Gott segne deine schönsten Stunden —!
Nimm, — nimm dieß Silberstück von mir!

10.

Blick' aus der Tiefe deiner Noth
Du Mann im Bettlerkleide,
Nicht zu den sogenannten Höhn
Der Menschheit auf mit Neide.

Glaub' mir, der goldne Flitterglanz,
So blendend anzuschauen,
Er deckt so manchen Moder zu,
Wovor dir's würde grauen.

Und selbst die Krone, dieser Reif,
Begehrt und angefochten,
Er ist aus leichten Blumen nicht,
Er ist aus — Gold geflochten.

Dein Hut, so karg dir auch darein
Der Thau der Wohlthat träufe,
Wär' ich, wie du, ich tauscht' ihn doch
Mit keinem Kronenreife.

War selbst die Krone doch, die einst,
Für sein Verdienst zum Lohne,
Der Heiligste auf Erden trug
Nur — eine Dornenkrone!

11.

Zwei Tische sind euch Armen
Gedeckt zu jeder Zeit,
Woran ein mild Erbarmen
Euch süße Labung beut.

Der eine strotzt von Segen,
Den Gottes Hand euch gab,
Und kämt ihr allerwegen,
Ihr räumtet ihn nicht ab.

Er steht, um euch zu laben,
Gedeckt auf grüner Flur:
Kommt all' und nehmt die Gaben
Vom Tische — der Natur.

Am andern sitzt ihr oben,
Dem Wirth zur rechten Hand,
Weil der dort wird erhoben,
Der selbst sich niedrig fand.

Dort harrt ihr nicht vergebens,
Drum haltet euch nicht fern:
Es ist die Kost des Lebens,
Es ist — der Tisch des Herrn!

12.

Der Reiche hat sein Spiegelzimmer,
Das manche stolze Stund' ihm schafft,
So oft er seinen goldnen Flimmer
Im glänzenden Krystall begafft.

Und also hat sein Spiegelzimmer
Mitunter auch der arme Mann,
Worin er eben keinen Flimmer,
Doch sonst viel schönes sehen kann.

Wenn er beim Schlag der Feierstunde
Sein kärglich Brot nach Hause bringt,
Begrüßt er seiner Theuren Runde,
Die froh und herzlich ihn umschlingt.

Da blickt er seinem Weib in's Auge
Und freut sich ihres Seelenblicks;
Mich dünkt, kein Glas der Erde tauge
So gut zum Spiegel stillen Glücks.

Er hebt sein Mädchen auf die Arme,
Er guckt ihm tief in's Aug hinein;
Wo könnte wohl sein Trost im Harme
Ihm deutlicher gespiegelt sein?

Sieh da — vier andre Spiegel wieder,
Ein Jungenpaar mit Augen klar;
Und Nachbarnaugen hell und bieder,
Und manch ein Freundesauge gar.

Rings zeigen Spiegel um die Wette
Ihm, was sein eigen, Zug für Zug,
Und wenn er keinen andern hätte,
Sein treuer Hund wär' ihm genug.

Er nennt das nicht sein Spiegelzimmer,
Und wär' doch so mit Recht genannt:
Der Reichen reichster hat nicht immer
So treue Spiegel an der Wand.

13.

Christabend ist, und über's Häusermeer
Spannt sich ein Himmel, schwarz und sternenleer,
Daß heller sich auf also dunklem Grunde
Abheben all die Lichtlein in der Runde.

Aus tausend Fenstern flammt es rings hervor,
Bis an die Decken wächst es bunt empor;
Nicht mehr ein einfach Sinnbild heil'ger Sendung,
Ein Wettkampf scheint es eitler Prachtverschwendung.

Und unten steht das Volk und denkt und gafft,
Um Wonnen neidig, die der Reichthum schafft,
Und schätzt nach Zahl und Glanz der Weihnachtkerzen
Das Gold der Kisten, nicht das Gold der Herzen.

Doch manches Fenster zwischen dieser Pracht
Verliert sich dunkel in der dunklen Nacht,
Und weiter außen liegen ganze Gassen
In düstrer Ruhe, wie vom Christ verlassen.

Wie wär's, wenn jede Thräne, die der Mann,
Der solche Weihnachtkerzen brennen kann,
Wo nicht entpreßte, doch gefühllos schaute,
Als Regentropfen auf die Lichter thaute? —

Wie wär's, wenn jeder Seufzer, den der Mann,
Der solche Weihnachtbäume schmücken kann,
Ließ ungehört verwehn vor seiner Thüre,
Als Stoßwind plötzlich durch dieß Reisig führe? —

Wie wär's? — O seht, die Lichter löschen aus:
Das thun die Tropfen. — Hört ihr dieß Gebraus?
Die Nadeln rieseln von den Aesten nieder:
Das thut der Stoßwind, — dunkel ist es wieder;

Weit dunkler, als es in den Straßen ist,
Die, wie es schien, vergaß der liebe Christ;
Und wie's hier Nacht wird, scheint es dort zu tagen,
Als würden Bäum' und Kerzen übertragen.

Die Tropfen, die das Licht hier ausgethan,
Sie feuchten dort der Bäumchen Wurzeln an;
Der Stoßwind, der hier kahl gefegt die Aeste,
Er facht die Lichter drüben an zum Feste.

Der Himmel selbst hat seine Freude dran,
Und zündet seine Weihnachtkerzen an. — —
Es war ein Traum! — Noch seh' ich's hier nur funkeln,
Und ganze Gassen liegen dort im Dunkeln.

14.

Es schritt den Damen und Fürsten
Der guten alten Zeit,
So oft sie im Volk erschienen,
Ein Almosenier zur Seit'.

Der zog durch alle Gassen,
Der trat in manches Haus,
Und griff in seinen Säckel,
Und theilte Gaben aus.

Deß freueten sich die Damen,
Drauf waren stolz die Herrn:
Denn Geben ist ja so fürstlich,
Und fürstlich thut man so gern.

Ihr milden Damen und Herren,
Das war ein edler Zug,
Allein so edel ihr waret,
Nicht also wart ihr klug.

Den schönsten Genuß der Wohlthat
Habt ihr euch selbst geraubt:
Ihr konntet selber geben,
Und habt nur — zu geben erlaubt.

15.

Das Grab des Armen schmückt kein Leichenstein,
Umduftet wird's von keinem Rosenhage,
Und keiner bunten Gräberlampen Schein
Umflimmert es am Allerseelentage.

Er lebt', — es war, als hätt' er nicht gelebt,
Er starb, — es ist, als wär' er nicht gestorben,
Und was er je geduldet und gestrebt,
Kein mahnend Merkmal hat es ihm erworben.

Viel Hügelwellen zählt die Friedhofsbucht;
Wer kann die Welle, die ihn deckt, erkennen?
Und wenn auch jemand einst die Welle sucht,
Der Todtengräber weiß sie nicht zu nennen.

Doch Einer weiß sie, Einer sah herab,
Als sie den Sarg versenkt im Erdengrunde,
Und dieser Eine merkte sich das Grab,
Und wird es finden einst zur rechten Stunde.

Denn Er bedarf, um eingedenk zu sein,
Des Duftes nicht von einem Rosenhage,
Er braucht als Merkmal keinen Leichenstein
Und keine Lamp' am Auferstehungstage.

16.

Ein Bettler sitzt auf einem Steine,
Und ißt sein trocknes Abendbrot,
Und netzt es, statt mit süßem Weine,
Mit herben Tropfen seiner Noth.

Die Vöglein mit den klugen Augen
Gewahrten längst den Mann am Stein,
Und dachten sich: „Das mag uns taugen,
„Da wird für uns ein Nachtisch sein!“

Sie flattern zwitschernd auf und nieder,
Sie trippeln bis zu seinem Fuß,
Sie hüpfen lüstern hin und wieder,
Daß er sie ja bemerken muß.

Der satte denkt sich beim Gelage,
Die ganze Welt sei satt, wie er;
Wer hungert, stellt sich selbst die Frage:
„Gibt's nicht der hungernden noch mehr?“

So sieht die kleine Bettlerherde
Der Bettler mitleidsvoll sich an,
Und streut die Krumen auf die Erde,
Und findet Trost und Freude dran.

Er kann nun stillen sein Verlangen,
Den leisen Wunsch des armen Manns:
„Weit süßer Geben, als Empfangen!"
Und sieh! sogar der Bettler kann's!

17.

Einen Kreuzer, Euer Gnaden,
Nicht als schnöde Bettlergabe,
Nein, weil ich verdient ihn habe!
Nützt' Euch nicht, was ich gethan,
Trätet Ihr wohl nebenan.
Wie Ihr mich vermissen würdet,
Wenn ich nicht zur Stelle wär'!
Aber jetzt, wo Ihr mich findet,
Scheltet Ihr: „Wer rief dich her?" —

Einen Kreuzer, schöne Dame!
Seht, ich will ja nichts geschenktes:
Doch der weiße Strumpf — bedenkt es, —
Wie der aussäh' ohne mich!
Der ihn treu geschützt, war — ich. —
Ha, sie greift in ihre Börse,
Gott vergelt' ihr, was sie thut!
Ach, die wunderschöne Dame,
Doppelt schön, weil auch so gut!

Lieber Herr, nur einen Kreuzer,
Nicht geschenkt, nein, für mein Kehren!
Denkt, was Eure Stiefel wären:
Könnten sie so blank und rein
Ohne meinen Besen sein? —

Ach, der hat zu viele Eile,
Brennt zu sehr und ist zu reich,
Um zu achten eines Knaben,
Der da friert und darbt zugleich! —

Junkerchen, nur einen Kreuzer!
Gleich an Jahren sind wir beide,
Ich in Lumpen, Ihr in Seide;
Eure Nahrung — Zuckerbrot,
Meine Kost — das Brot der Noth.
Werft mir etwas in die Kappe!
Seht die Schuld ist nicht an mir,
Wollte mich mein Vater kennen,
Gäb' ich leichter wohl als Ihr.

Einen Kreuzer, liebe Leute!
Seht, um mein Geschäft zu segnen,
Ließ der liebe Himmel regnen;
Wie er wieder sich erhellt,
Bleibt mein Handwerk eingestellt.
Habet Mitleid, liebe Leute,
Mich erfreut kein Sonnenschein:
Eure allerschlimmsten Tage
Müssen meine besten sein!

18.

Nicht wie ein Fürst begraben möcht' ich sein
In einem Sarkophag von kaltem Stein,
Umschränkt von mächtig schweren Eisengittern,
Bewacht von traurig stummen Marmorrittern.

Nur selten fällt ein matter Sonnenstrahl
Auf solch ein unbehaglich Marmormal;
Die Luft ist dumpf gleichwie in Kerkermauern,
Des Lenzes Hauch erkaltet dort zu Schauern.

Kein Vogel baut sein Nest in solcher Gruft,
Und keine Blume füllet sie mit Duft,
Und wollt' ein Aug mit Thränen sie benetzen,
Es würde nur am Gitter sich verletzen.

Weit lieber läg' ich, wie der Arme liegt,
Auf dessen Grabe sich der Falter wiegt,
Worauf die Sonne leuchtet lau und labend,
Das Thau erquickt am Morgen und am Abend.

Worüber hoch die Lerch' in Lüften singt,
Worauf bei Nacht des Sprossers Klage klingt,
Um das viel tausend grüne Halme sprießen,
Worauf selbst Blumen ihren Balsam gießen.

Und Platz für fromme Kniee hat's wohl auch,
Und Raum für Thränen und für Seufzerhauch,
Und frei vor allem ist es — frei! o Wonne,
So frei zu schlafen unter Gottes Sonne!

19.

„Für Gott und für die Armen!"
Laßt unsren Wahlspruch sein,
Durch Lieb' und durch Erbarmen
Kauft euch im Himmel ein.

Dann braucht ihr nicht zu zittern,
Wenn einst der Herr erscheint,
Und sprechend aus Gewittern
Euch zum Gericht vereint.

Dann wird er zu euch sagen:
„Gesegnete, herbei!
„Ihr habt mein Joch getragen,
„Ihr wart mir immer treu.

„Ihr habt, wenn ich gehungert,
„Mit Speise mich bedacht;
„Ihr habt, wenn ich gedürstet,
„Mir einen Trunk gebracht.

„Ihr habet mich als Fremdling
„Beherbergt und gehegt,
„Besucht mich als Gefangnen,
„Als Kranken mich gepflegt!“

Und wenn beschämt ihr fraget:
„O Herr, das thaten wir?
„Wir thaten's unsren Brüdern,
„O Herr, nicht aber Dir!“

Da wird der Herr erwiedern:
„Gesegnete, wohlan!
„Was ihr gethan den Brüdern,
„Das habt ihr mir gethan!“

Gutenberg-Lieder.

(1836.)

1.

Als Johannes Gutenberg saß beim späten Lampenschimmer,
Trat ein unbekannter Geist flüsternd in's versperrte Zimmer,
Und der Meister ließ die Formen, die er modelnd grad verband,
Scheu wie ein ertappter Münzer fallen aus erschrockner Hand.

„Meister," sprach der fremde Geist, — „laß im Schaffen dich nicht stören;
„Was du hier verborgen treibst, wird einst aller Zeit gehören!"
Und Johannes sah den Fremden mit ungläub'gen Augen an,
Meint', es wäre gnug geschehen, wär's für seine Zeit gethan.

„Meister," sprach der fremde Geist, — „aller Orten gährt das Leben,
„Aller Orten will der Mensch auf sich schwingen und erheben;
„Tausend meinen, daß sie fanden, was der Stein der Weisen ist,
„Du nur weißt nicht, was du treibest, du nur ahnst nicht, was du bist!

„In der Erde wühlt der Mensch gierig nach verborgnen Gaben,
„Deine Kunst wird ihn dereinst lehren beßre Schätze graben;
„Was Jahrtausende gelegen modernd in vergeßnem Schacht,
„Wird der Enkelwelt zum Frommen hell entsteigen seiner Nacht.

„Grübelnd denkt und sinnt der Mensch, wie er Nah und Fern verbinde,
„Wie er über Meer und Land todumgraute Bahnen finde;
„Deine Kunst wird einst ihn tragen spielend alle Welt entlang,
„All sein Denken, all sein Wissen, sein Gefühl und seinen Sang.

„Noch vergebens harrt der Mensch, ob er nicht die Kunst entdecke,
„Wie er Lebendes bewahr' und was todt ist, auferwecke;
„Deine Kunst bewahrt, was lebet, ewig jung im Zeitenlauf,
„Deine Kunst erweckt die Todten aller Zeiten wieder auf!" —

Also sprach der fremde Geist, sprach noch vieles sinnbethörend,
Doch der Meister sitzt vertieft in sich selbst, das Wort nicht hörend.
„Hans, das war der Geist des Hochmuths!" sagt der Meister still zu sich,
Blickt umher im düstren Zimmer und ist froh, daß er entwich.

Und die Formen, die er erst fallen ließ geschreckt zur Erde,
Nimmt er wieder auf und sinnt, wie daraus ein rechtes werde; —
Und ein rechtes ist geworden, schlug er's selbst gleich niedrig an,
Und zum Wunder ist erwachsen, was er anspruchslos ersann.

Also wie Johannes that, sei's mit allen guten Sachen,
Mach' es jeder selbst sich recht, besser wird's der Himmel machen!
Aber daran thut nun eben unsrer Zeiten Hochmuth schlecht:
Jeder will's für alle machen, und so macht es keiner recht!

2.

Der Schwarz erfand das Pulver,
Der Gutenberg aber den Druck;
Sie schoben uns beide weiter
Um einen gewaltigen Ruck.

Was Gutenberg für den Frieden,
Das that der Schwarz für den Krieg,
Sie halfen der Welt erstreiten
Gar manchen glänzenden Sieg.

Es ist fürwahr ein Zauber,
Der Männer zittern lehrt,
Wenn so aus ehernem Rachen
Die flammende Zunge fährt.

Wenn auf den Flügeln des Feuers
Der Tod durch die Lüfte saust,
Und ärger als Blitz und Hagel
Vom Himmel herunterbraust.

Und drücken und drängen die Feinde
Heran mit wilder Macht,
Der Schwarz hat für solche Dränger
Den wahren Druck erdacht.

Der druckt auf rothe Gesichter
Den leichenblassen Tod,
Der druckt auf grüne Gefilde
Den Jammer blutigroth. —

Und minder nicht ist's ein Zauber,
Der Denker staunen lehrt,
Wenn lebend aus todten Lettern
Der Geist uns entgegenfährt.

Wenn aufhaltlos der Gedanke
Durch alle Zonen fliegt,
Verwandte Funken entzündet
Und feindlichen Trotz besiegt.

Und thürmten sich auch dagegen
Des Wahnes Dämme mit Macht,
Das Pulver, die Dämme zu sprengen
Der Gutenberg hat's erdacht.

Das sprengte den finsteren Nebel,
Der lastend die Welt umkreist,
Hoch über sonnigen Hügeln
Schwebt frei der lebendige Geist.

Der Gutenberg — so verkehrte
Das Sprichwort der Zeiten Spuk —
Ja der hat das Pulver erfunden,
Der Schwarz erfand nur — den Druck!

3.

Einst spann sich durch der Völker Leben
Das Lied als goldner Faden hin,
Verwachsen war's mit ihrem Streben,
War eins mit ihrem Kindersinn.

So lauschten sie mit heitren Mienen
Des Sängers heil'ger Melodie:
Was sie erlebt, das sang er ihnen,
Und was er sang, erlebten sie.

Da gieng dem Hörer nichts verloren,
Da mußt' er nicht erinnert sein:
Die Musen standen mit den Horen
In unzertrennlichem Verein.

Doch die Geschlechter wurden älter,
Und näher schwoll das Weltgebraus,
Und die Gefühle wurden kälter,
Und die Gedanken schweiften aus.

Und Blum auf Blume von dem Kranze
Der Sage trug die Welle fort:
Geschehen war es um das Ganze,
Gelang's zu fesseln nicht das Wort.

Da gruben sie mit bunten Zeichen
Den kargen Rest auf Blatt und Stein,
Und führten in des Lebens Reichen
Die Schrift als neues Wunder ein.

Nun wähnten sie die Zeit bezwungen,
Vernichtet des Vergessens Schmach,
Seit schweigend mit beredten Zungen
Der Väter Wort zum Enkel sprach.

Und stolzgethürmte Städt' umfiengen,
Schatzkammern gleich, der Geister Zoll: —
Doch höher, immer höher giengen
Der Zeiten Wogen, unheilvoll.

Sie schwemmten hier ein Blatt von dannen,
Begruben dort ein Reis in Nacht, —
Ein Wunder galt es, sie zu bannen,
Und sieh', ein Deutscher hat's vollbracht!

Vertausendfacht schon im Entfalten,
Der ganzen Welt gemeinsam Gut,
In unverwüstlichen Gestalten
Erhob das Wort sich ob der Flut.

Denn Geist und Form hat sich verschmolzen,
Wer sieht, der hört, wer hört, der sieht,
Und gleich dem Schwane schifft im stolzen
Bewußtsein durch die Welt das Lied.

So ward gebaut auf festem Grunde
Das Werk, das ew'ge Zinsen trägt:
Erst in der Erde Sterbestunde
Wird's mit ihr in den Sarg gelegt.

Ein Deutscher wirkte dieses Wunder
Drum preist die Welt ihn nach Gebühr:
Das deutsche Land, es gab den Zunder,
O gäb's den Funken auch dafür!

Bitte.

(Als sich im Januar des Jahrs 1840 auf unbekannte Veranlassung das Gerücht von meinem plötzlichen Tod — am 21. d. M. — verbreitet hatte.)

„Ich war ein klarer Strom des Liedes!"
So sprech' ich's einem Freunde nach,
Der meinem kargen Liedertropfen
Ein übergünstig Urtheil sprach.

„Ich bin zu einem Strom geworden,
„Der an der Mündung sich verflacht!"
So sprech' ich's nach demselben Freunde,
Der, was er sprach, gewiß bedacht.

Ich bin ein Strom, der sich verflachet, —
Gebraust, getobt hab' ich zwar nie,
Bescheiden trieb ich Well' auf Welle,
Wie sie ein stiller Born mir lieh.

Ich spiegelte den klaren Himmel,
Vielleicht auch manchen Stern daran,
Und manchen Blumenstrauch am Ufer,
Und was ein Strom sonst spiegeln kann.

Und manche, die vorüberwallten,
Erfreuten sich an meiner Flut,
Und weil ich nie mich übernommen,
So waren mir die besten gut.

Daß nicht mein stolzer Lauf mit Strömen
Des ersten Ranges kühn gebuhlt,
Daß ich nur stille Fluren netzte,
Bei Gott! — es ist nicht meine Schuld.

Und daß in aufgedrungner Ruhe
Ich mich verflache, fühl' ich tief;
Doch daß ich schon „der Mündung" nahe,
Weckt ein Gefühl mir, das noch schlief.

Der „Mündung" nah, — o ja! sie haben
Des Wortes Deutung schnell erfaßt,
Sie nennen mich sogar begraben,
Sie sprechen schon von ew'ger Rast. —

O laßt mich flach noch länger fließen,
Auch flach bin ich doch immer klar,
Und spiegle flach auch noch den Himmel,
Vielleicht auch manchen Stern sogar.

Laßt mich noch flach so lange fließen,
Bis sich in meiner seichten Flut
Mein treues Weib geborgen spiegelt,
Umlaubt von sichrer Zweige Hut;

Bis sich in meiner seichten Welle
Mein Sohn als seiner Mutter Stab,
Bis meine Tochter drin sich spiegelt,
Geschirmt durch Liebe bis an's Grab.

Bis sich von allen meinen Lieben,
Von allen Herzen, die mir gut,
Nicht eines mehr darf trostlos spiegeln
In meiner seichten, flachen Flut.

Dann will ich gern, ja gerne münden
Im Ocean der Ewigkeit,
Und an der Mündung noch mich trösten,
Daß ich doch einst manch Herz erfreut!

Wunsch in der Fremde.

(1838.)

Oft träumte mir, ich sei gekommen
In eine ferne fremde Stadt;
Ich war dort freundlich aufgenommen,
Man ward des Grüßens gar nicht satt.

Ich sah da Leute mir begegnen,
Die ich im Leben nie gesehn,
Und hörte mich von Lippen segnen,
Wie es in Wahrheit nie geschehn.

Es war ein wunderbar Verschweben
Von Zeit und Raum, von Einst und Jetzt,
Als hätt' ich einmal schon im Leben
Mich dort betrübt, mich dort ergetzt.

Mir war's, als wär' vor hundert Jahren
Ich ausgewandert aus der Stadt,
Und käme, da ich viel erfahren,
Nun endlich heim, des Wanderns satt.

Begreifen konnt' ich kaum die Liebe,
Mit der man mir entgegenkam,
Und schmeichelnd mich, damit ich bliebe,
Umschloß und in die Mitte nahm.

O könnt' ich, was im Traumesweben
In einer fremden Stadt ich fand,
Bei meiner Rückkehr einst erleben
In mein geliebtes Heimatland.

Sehnsucht nach der Fremde.

(1841.)

Wer draußen fern im fremden Land
Nie eine zweite Heimat fand,
Und nie zum ersten Heimatherd
Als Fremdling dann zurückgekehrt,
Der kennet auch nicht die Schmerzen
In einem getheilten Herzen.

Dem schweift auch unstät nicht der Blick
In die Vergangenheit zurück;
Dem ruft es nicht die Sehnsucht wach,
Wenn er die Schwalbe sieht am Dach,
Der fühlet des Posthorns Klingen
Nicht tief in die Seele dringen.

Dem drängt sich in der Häuser Reihn
Nicht unvermerkt ein Berg hinein,
Dem rauscht der alte Heimatfluß
Nicht fremde Namen zu als Gruß;
Der wandelt nicht wie verlassen
Dahin durch belebte Gassen.

Der sucht in jedem Angesicht
Nach fernen Aehnlichkeiten nicht;
Der fährt nicht überrascht empor,
Berührt der fremde Laut sein Ohr;
Der horchet nicht süß erschrocken
Dem Schalle verlorener Glocken.

Der ist kein Schatten auf der Flucht,
Der die vergessne Seele sucht;
Denn wo er wandelt, wo er weilt,
Da ist er ganz und ungetheilt;
Ich aber bin halb zugegen,
Halb geh' ich auf fernen Wegen!

Ein Jahrstag.

(Am 8. Juli 1843.)

„Wie? Ein Jahrestag?“ so fragt ihr: ja bei Gott! ein Jahrestag!
Fragt nicht euere Kalender, fragt des Herzens lautren Schlag.
Fragt den Quell, den Baum, die Blume, fragt die Gemse, fragt den Aar,
Fragt die Schwalbe, fragt die Lerche, wenn sie älter, als ein Jahr!

Läßt sich Quell und Baum und Blume jährlich mahnen an den Mai,
Und der Aar an's Ungewitter und die Gemse an das Blei,
Und die Schwalb' an ihre Heimkehr und die Lerch' an's Morgenlicht? —
Laßt nur Zeit und Stunde kommen, glaubt mir, sie vergessen nicht.

Und so mahnt sie's wohl auch heute, mahnt sie besser wohl denn euch,
Daß ein Jahrestag gekommen, schreckenvoll und wunderreich. —
Grübelt nicht! Wer nicht begeistert längst schon rief: „Ich weiß es, Gott!
„Dank und Ehre dir!“ — der grübelt nur verblendet sich zum Spott.

Nicht ein Jahrestag, wie tausend, den ein Name werth euch macht,
Der euch Menschenleben schenkte, der euch Erdenglück gebracht.
Nicht ein Jahrstag blut'ger Lorbeern, nicht ein friedlich Kirchweihfest,
Nicht so ein Phäaken-Sonntag, der sich toll verjubeln läßt;

Nein! — ein Tag voll Sabbatfeier, des Jahrhunderts stillster Tag,
Ueber dessen Morgenröthe schweigendes Erwarten lag.
Weckend wie ein ernster Mahner pocht' er leis' an jedes Thor,
Lockt' an eurer schwächsten Seite, an der Neugier, euch hervor.

Und ihr zogt hinaus in's Freie, wie um einen Scherz zu sehn,
Und besetztet witzgerüstet alle Hügel, Wäll' und Höhn;
War's doch heiter, morgenfreundlich, Sonnenschein und Lerchensang,
Ja noch mehr, als Sonn' und Lerche, — Mokkatrank und Walzerklang!

Jeder jetzt ein weisrer Thales, harrt ihr glas- und muthbewehrt,
Ungestüm dem Festtheater euer Antlitz zugekehrt;
Doch die liebe Alltagssonne steht noch da im Alltagsschnitt,
Wie ein Mime läßig zögert, eh er auf die Scene tritt.

Aber seht! — ein klügrer Thales ist der Vogel in der Luft!
Hört ihr, wie die zage Schwalbe schwirrend ihren Kindern ruft,
Wie die Lerche, flugverdrossen, halbvollendet läßt ihr Lied,
Und verstimmt von innrem Bangen in die sichre Furche flieht!

Hört ihr, wie der Sperling zwitschert, irrgeworden an der Zeit,
Gleich als fragt' er: „Ist's auch Morgen, oder ist die Nacht nicht weit?" —
Fühlt ihr nicht ein fröstelnd Schauern wie nach mitternächt'gem Traum,
Unsichtbarem Regen ähnlich, rinnen durch den stillen Raum?

Und die Luft — ha! ist das Aether, oder stockt zu Erz sein Blau?
Wie ein Trauermantel rollt sich's her vom Süden schwärzlich grau,
Wächst herein auf Berg' und Giebel, wie ein neues Element,
Daß man zwischen Erd' und Himmel keine Markung mehr erkennt.

Stiller wird's, gespenstisch dunkel, — vor die Sonne tritt ein Flor,
Alle Creaturen lauschen in die Finsterniß empor,
Nacht und keine Nacht doch ist es, Tag ist's, aber doch kein Tag,
Je gepreßter alle Herzen, desto heftiger ihr Schlag.

In geschmolznes Pech verwandelt scheint der grüne Donaustrom
Graunhaft ragt, wie ein verkohlter Obelisk, der Stephansdom,
Wie die Geisterstadt der Wüste liegt das sonst so heitre Wien,
Nur ein schmaler Saum des Lichtes streift am fernen Norden hin.

Fahle Farben, nicht zu malen, bleichen jedes Angesicht!
Also mag es sein am Tage, wenn der Richter hält Gericht,
Wenn es für die letzten Menschen nicht mehr sich des Sterbens lohnt,
Weil schon über'm Tod in Wolken hoch des Todes Sieger thront.

Ein Moment war's, so noch keiner von den Lebenden erlebt,
Und wovor von uns wohl keiner mehr ein zweites Mal erbebt;
Ein Moment war's, wo am Himmel fürchterlich zu lesen stand:
„Fühlt ihr euer nichtig Treiben und erkennt ihr meine Hand?

„Wenn ich ihn verschleiert ließe diesen Lichtborn eures Balls,
„Diese ungezählte Perle in dem Ocean des Alls?
„Wenn ich meine Hand darüber deckte nur ein kurzes Jahr?
„Wenn ich mich erinnern wollte, daß ich lang euch gnädig war?" —

Solch ein Strafgedanke Gottes war's, der sich im Angesicht
Der erschrocknen Sonne spiegelt', — und doch strafte Gott uns nicht!
Nein, — ein Blitz, als löste plötzlich aus der Sonn' erloschnem Kern,
Wie ein Phönix aus der Asche, sich ein zweiter Morgenstern;

Statt der Sonn' ein Sonnenfünkchen, — und doch Licht schon, und mit ihm
Wieder Leben, wieder Hoffnung, wieder Muth und Ungestüm;
Und mit jeder Linie Lichtes, wie der Stern zum Ring sich krümmt,
Und der Ring sich füllt zur Scheibe, — heitrer stets das Herz gestimmt!

Fahle Wangen wieder rosig, wieder frisch die welke Au,
Wieder grün die grauen Berge, und der Himmel wieder blau;
Aus dem schwarzen Obeliske wird das Münster, aus dem Styx
Wird die klare Donau wieder, aus der Nacht ein Tag des Glücks.

Und die Lerche jubelt lauter heut ihr zweites Morgenlied,
Und die Schwalbe kreist lebend'ger durch die Luft, die sie erst mied,
Und der Menschen Hände falten brünstig zum Gebete sich,
Und ein Psalm ward alles Leben: „Großer Gott wir loben
dich!" —

Gab's ein größeres Te Deum, Zeitgenossen, seit ihr denkt?
Hat euch Lebenden der Himmel je ein größres Fest geschenkt? —
Und ein Jahr ist kaum entschwunden, — und der Jahres-
tag ist da:
Und ihr hättet's schon vergessen? — O ihr Flücht'gen, wenn's
geschah! —

Frohe Menschen liebt der Schöpfer, drum ist seine Welt so schön,
Angenehm an's Ohr des Vaters schallt der Kinder Lustgetön:
Aber trifft aus seinem Auge warnend euch ein ernster Blick,
Weist die väterliche Mahnung, leichten Sinnes, nicht zurück!

An den Stephansthurm.

(Am Tage der Gerüstabnahme, dem 13. October 1843.)

Steig empor, der Hülse ledig, steig empor, verjüngter Bau,
Hebe höher noch die Scheitel, als vordem, in's Himmelsblau!
Schüttle mit dem ersten Blicke, den du frei in's Freie thust,
Alle Schmerzerinnerungen, die dich beugten, von der Brust!

Vielerwartend, vielerfahren, stehe jung und alt zugleich,
Als Symbol für unser schönes, zukunftreiches Oesterreich:
Wie ein Haupt voll kühner Plane — deine Stirne neu, von Erz,
Alt, von Stein dein Uhrgehäuse — wie ein biedres altes Herz.

Rag als ein getreuer Pharus aus dem stolzen Häusermeer,
Das in immer höhern Wogen mächtig brandet um dich her;
Rag als steinerne Standarte mit dem goldnen Doppelaar,
Kühn voran in Kampf und Frieden einer stets erprobten Schaar.

Einen Riesenfinger nannt' ich, da ich jung, dich irgendwo,
Aelter bin ich längst geworden, und ich nenn' auch jetzt dich so;
Ja du bist ein Riesenfinger, der die Richtung nie verlor:
Fünfthalbhundert Jahre schwanden, und du zeigst uns noch empor.

Als des Irrsals Tage kamen, als die Welt mit sich zerfiel,
Als von jeder Seite jedem lockend winkt' ein andres Ziel;
Als die Pest die Straßen einsam und die Glocken stumm gemacht,
Als des Halbmonds blut'ge Sichel drohend flammt' in unsre Nacht;

Als es flutend gohr im Osten, als der Westen sich erhob,
Und der Markstein deutschen Namens umgestürzt in Trümmer stob;
Als das Ungethüm vom Indus würgend kroch durch unser Thor, —
Da — und immer, Riesenfinger, — immer zeigtest du empor.

Und auch jetzt noch gibt es Augen, die nach allen Seiten spähn,
Die dort Morgenroth erblicken, wo die andern Nordlicht sehn;
Bald dem Rheine, bald dem Ural, jetzt der Palme, jetzt dem Schwert,
Erst der Orgie, dann dem Altar plan- und haltlos zugekehrt;

Ringsum Feldgeschrei im Frieden, Jubel über Licht in Nacht,
Jammer über Nacht im Lichte, Glück im Elend, Noth in Pracht,
Blendend Wissen ohne Glauben, Wortprunk der Gesinnung bar,
Gold, Genuß — der Zeit Idole, Schaum, — was gut und schön und wahr.

Krampfhaft zwischen Erd, und Himmel zuckt die bodenscheue Zeit,
Bald hinab, hinan bald greifend, doch von beiden ach! zu weit:
Daß sie krank sind, fühlen alle, jeden Busen brennt sein Weh; —
Aber ach! wie heißt das Uebel, und wo ist die Panacee? —

Riesenfinger, Riesenfinger, habe Mitleid, weise sie!
Zeig empor, empor, wie immer: diese Weisung täuscht' uns nie.
Ja, empor, empor die Blicke, dort ist Heilung, dort allein:
Was uns soll zum Segen führen, muß auf Gott begründet sein.

Freudigernst den Blick nach oben, und die Hände frisch geregt,
Und dem werdenden Geschlechte solche Saat in's Herz gelegt!
Dann verschwindet Zwist und Zweifel; — nicht hinab, empor den Steig!
Bleib, verjüngter Dom, uns Wienern ewig solch ein Fingerzeig!

Nach der Krankheit.

(Am 21. April 1844.)

Der schlimme Feind in meinen Adern,
Mit dem ich lang in Qualen rang,
Er scheint die Bande nun zu lösen,
Die er um's Herz mir pressend schlang.

Schon klopfen meine Pulse freier,
Schon heitert sich mein trüber Blick,
Und mit des Lebens Wohlgefühle
Kehrt auch der Lebensmuth zurück.

Doch ist der Feind auch ganz beschworen,
Und aus dem Hause weggeschreckt?
Wie, oder hält er sich nur lauernd
In einem Winkelchen versteckt?

Gesund? — Wer ist es, der geboren?
Nur flücht'ge Schmink' ist alles Roth:
Der erste Schritt in dieses Leben
Ist schon der erste Schritt zum Tod.

Gesundsein heißt nur, drauf vergessen,
Daß man den Wurm der Krankheit nährt,
Und Kranksein, dran erinnert werden,
Daß Menschlichkeit ihr Recht begehrt.

Du hast mich, Gott, daran erinnert,
Laß wieder mich vergessen drauf!
Ha, labend schließt — ein gnädig Zeichen! —
Dein jüngster Lenz sein Reich mir auf.

Die Bäume breiten ihre Arme
Mir freundlich winkend wieder zu,
Die laue Frühlingssonne träufelt
In's Herz mir wieder Trost und Ruh.

Das Lied, die fortgeflogne Schwalbe,
Kehrt wieder heim von ihrer Flucht,
Und selbst die Freude sucht mich wieder,
Die ich so lang umsonst gesucht.

Und war's ein großer Schritt bergunter,
Den ich gethan, — so mag es sein:
Ich will, den Rest nicht bang berechnend,
Mich jedes neuen dankbar freun!

An unser Jahrhundert.

(1846.)

Es geht Jahrhunderten wie Menschen:
Sie feiern ihre Wiegenzeit,
Sie träumen ihre Jünglingsträume,
Sie stehn in voller Männlichkeit,
Sie neigen sich zu Grabe leise
Als wieder kindgewordne Greise.

Jahrhundert du, in dem wir leben,
Du wardst als Kind getauft mit Blut,
Hast wie Herakles in der Wiege
Gekämpft schon mit der Schlangenbrut,
Hast noch ein zarter Knab' und später
Das Schwert gehandhabt deiner Väter.

Hast mühsam dir aus Purpurrosen
Geflochten deinen ersten Kranz,
Hast dämmern sehen deiner Liebe
Brautmorgen roth wie Nordlichtglanz,
Und brauchtest lang, bis du bezwungen
Die blut'gen Nacherinnerungen.

Dann aber schrittest du gemächlich
Durch hundertachtzig Monden hin,
Und öffnetest des Friedens Klängen
Den zahmgewordnen Jünglingssinn,
Und holtest nach mit Glutverlangen,
Was deiner Kindheit war entgangen.

Da durfte sich mit ihren Mährchen
Die Muse ungescheut dir nahn,
Da fand ein Lied von Lenz und Liebe
Zu deinem Ohr noch offne Bahn;
Du freutest dich am heitren Spiele
Und fragtest nicht, worauf es ziele.

Da warst du noch nicht satt des Herzens,
Nicht überdrüssig der Natur;
Da war die Kunst noch nicht leibeigen,
Da war sie Zweck sich selber nur;
Mit Dank genoß der milde Richter,
Was harmlos sang der fromme Dichter.

Doch diese Zeiten sind vergangen,
Du bist zum Mann indeß gereift,
Du hast den Blütenseim der Jugend
Von deinen Wangen abgestreift;
Ich seh' — o sei darauf nicht eitel! —
Schon graues Haar auf deiner Scheitel.

Mich dünkt, für sechsundvierzig Jahre
Trägst du das Haupt schon zu gebückt;
Auch scheint's nicht bloß der Ernst des Mannes,
Der düster aus dem Aug dir blickt;
Dein Pulsschlag ist ein fiebernd Klopfen,
Der Stirn entperlen kalte Tropfen.

Ein wandernd Uebel möcht' ich's nennen,
Das wechselnd Kopf und Herz befällt,
Und lähmend bald, bald überreizend,
Dir allen Lebensmuth vergällt,
Und deiner also sich bemächtigt,
Daß es dir jeden Trost verdächtigt.

Sogar der Dichtung Lethebecher,
Unwillig schiebst du ihn zurück,
Du willst dein Siechthum nicht vergessen,
Selbst träumen willst du nicht vom Glück;
Und soll der Dichter dich bezwingen,
Muß er von deinem Schmerz dir singen.

Ein Aufschrei irrgewordnen Glaubens,
Ein Lärmsignal, ein Schlachtbardiet,
Ein Nothruf aus des Jammers Höhlen,
Der Meinung Echo sei das Lied;
Du glaubst dein Weh dadurch gemildert,
Daß man dir's übertreibend schildert.

Das ist die Selbstsucht deiner Krankheit,
Die hören will von nichts, — als sich;
Den Arzt nur lobst du, der dir schmeichelt,
Doch schmeichelnd macht er kränker dich,
Anstatt dein Aug von deinen Beulen
Beschwicht'gend abzuziehn bisweilen.

Ich mein', es thäte dir vonnöthen, —
Doch aufzudringen ist dir's nicht!
Es wird mit Gott von selbst sich wenden,
Wenn deines Siechthums Kraft sich bricht; —
Wo nicht, da du als Mann noch stehest,
Doch wohl, eh du zu Grabe gehest.

Noch einmal singe dann die Muse
Dir deiner Jugend Mährchen vor,
Laß einmal noch den Trost dir lächeln,
Den niemand ungestraft verlor;
Dann magst du, unter Friedenssegen,
Dein müdes Haupt zur Ruhe legen!

Glück auf!

(1847.)

In der Tiefe Schooß verborgen
Liegt das blinkende Metall,
Nicht ergründbar heut und morgen,
Nicht gewinnbar überall.

Doch die rechte Zeit wird kommen
Und der rechte Bergmann auch,
Der's der Welt zu Nutz und Frommen
Fördert aus der Erde Bauch. —

Und so ist es mit den Liedern,
Mit dem rechten Wort und Klang:
Nennt verloren nicht den biedern,
Echten deutschen Volksgesang.

Fest so wie die alten Berge
Blieb das alte deutsche Herz;
Trotz der Gnomen, trotz der Zwerge,
Unversehrt bleibt echtes Erz.

Einmal wird die Zeit erscheinen,
Einmal wird ein Knappe nahn,
Der die Stufen uns, die reinen,
Fördert auf den Tag heran.

Ob's nicht du, nicht ich erstreben,
Ob's kein dritter finden mag; —
Müßt' auch drob die Erd' erbeben,
Einmal kommt es an den Tag!

Aus der Zeit.

(1847.)

1.

Wenn Wetterhimmel euch umgraut,
Und jede Aussicht euch verbaut,
Und wenn's gleich ehernem Gewände
Schwarz, undurchdringlich vor euch stände,
Schaut kühn in dieses Schwarz hinein:
Nicht Götterdämmrung wird es sein.

Habt ihr im Osten nie gesehn
Gewölke schwarz und drohend stehn,
Als ob in seines Schooßes Tiefe
Das fürchterlichste Wetter schliefe?
Ihr saht und seht es unverzagt,
Ihr wißt: „Es dunkelt, eh' es tagt!"

Was also schwarz die Wolken malt,
Die Sonn' ist's, die dahinter strahlt;
Je drohender sie sich erheben,
Je näher Sonnenaufgang eben;
Und ohne Donner reißt der Flor,
Und prachtvoll tritt — das Licht hervor.

2.

Ohne Sehpunct, unheilbrütend,
Lag der graue Ocean,
Als Columbus neuen Welten
Zufuhr auf gewagter Bahn.

Aber grüne Zweige trieben
Plötzlich zwischen Bank und Riff;
Aber Vögel, landverkündend,
Schwirrten plötzlich um sein Schiff.

Und er nahm die günst'gen Zeichen
Voll Vertrauen muthig auf,
Und zur neuen, schönren Erde
Trug zuletzt ihn doch sein Lauf. —

Unheildrohend gehn die Wogen,
Selbst die Rückkehr scheint versperrt,
Nur ein unbewußtes Drängen,
Das uns mächtig vorwärts zerrt!

Hier und dort nur grüne Zweige,
Wie nicht ferner Lenz sie bringt,
Hin und wieder nur ein Vogel,
Der vom nahen Lande singt!

Darum laßt uns, wie Columbus,
Steuern voll Beharrlichkeit:
Endlich geht's ja doch entgegen
Einer neuen schönren Zeit!

Im Frühlinge.

(1850.)

1.

Einst ras'te dreißig lange Jahre
Durch Deutschlands Fluren hin der Krieg,
Man träumte nur von Schwert und Bahre,
Man dachte nur an Schlacht und Sieg.

Und dennoch stieg alljährlich nieder
Ein Frühling in dies Land voll Grau'n,
Und dennoch sangen Lerchen wieder
Hoch über blutgetränkten Au'n.

Sie dünkten sich nicht Frevels schuldig,
Zu wirbeln, wo die Trommel schlug,
Sie sangen fort und fort geduldig,
Wenn auch kein Ohr nach ihnen frug;

Und sangen fort, als ob sie's wüßten:
Es würde kommen doch die Zeit,
Wo Menschen wieder lauschen müßten
Dem Schalle, der sie sonst erfreut.

Und sieh! trotz Trommeln und Fanfaren,
Trotz aller Noth der sünd'gen Welt,
Nach dreißig langen bösen Jahren
Behaupteten sie doch das Feld! —

Darum, ihr Lerchen, Liedgenossen, —
Auf dreißig Jahre hat's noch lang; —
Warum verstummt, warum verdrossen?
Heraus, empor mit Lenzgesang!

Und würdet ihr auch nicht vernommen,
Der Frühling macht es euch zur Pflicht:
So lang nicht er sich sträubt zu kommen,
So lang auch fehl's an Lerchen nicht!

2.

Nur herab mit Macht und Fülle,
Eisgewordner Wolkenbruch!
Falle dichter, Schnee, und hülle
Alles Leben in dein Tuch!

Decke zu die Spur der Schrecken,
Die durch's Land noch schaurig geht;
Decke zu die blut'gen Flecken,
Die der Wahnsinn draufgesät.

Decke zu die Riss' und Spalten,
Die der Zwietracht Hand gesprengt;
Brenn' hinweg den Lolch des Alten,
Der des Neuen Keim verdrängt.

Bau' zum Denkmal, zum krystallnen,
Dich ob jeder Wahlstatt auf,
Wo die herrlichen Gefallnen
Glorreich ruhn vom Heldenlauf.

Aber breit' auch deinen Laken
Ueber all' die Opfer still,
Die der Groll mit ehrnen Haken
Aus den Gräbern zerren will.

Keine Trümmer rings zu sehen,
Alles glatt und unberührt! —
Aber deckst du was geschehen,
Deckst du auch was kommen wird.

Ja, du spannst, dem Maler ähnlich,
Neue Leinwand auf die Au:
Recht so, — uns verlanget sehnlich
Andrer Farben, andrer Schau.

Mit des Frühlings jungem Leben
Stellt die Malerlust sich ein:
Mög' den Grund, den du gegeben,
Durch kein Zerrbild sie entweihn!

3.

Wärst du wirklich mir im Busen
Schon versiegt, du Quell der Musen?
Nein, nicht glauben kann ich's noch!
Allzufrühe wär's ja doch! —

Draußen in des Waldes Gründen
Wüßt' ich einen Quell zu finden,
Der durch's Grün, im Sonnenschein,
Hingesprudelt laut und rein.

Doch der Winter ist gekommen,
Hat dem Quell die Lust benommen,
Eis umkrustet ihn so dicht,
Daß man wähnt, er fließe nicht.

Doch wer horcht bei Nacht im stillen,
Hört es unterm Eise quillen,
Und vernimmt der Tropfen Fall,
Leis', wie Aeolsharfenschall. —

Quell der Musen, eisbedeckter,
Tief im Herzen mir versteckter,
Täuscht mich nicht mein geistig Ohr,
Quillst du immer noch hervor.

Quillst nur schüchtern, quillst nur leise,
Wie der Waldquell unterm Eise, —
Was dir fehlt, ist Sonnenlicht,
Das der Kruste Fessel bricht.

Sonne, wahren Friedens Sonne,
Strahl', o strahl' in Lenzeswonne,
Und der Dichtung klarer Quell
Strömt mir wieder doppelt hell.

Schluß.

(Im Sommer 1852.)

Ein Mann hatt' eine Vogelbrut,
Die hielt er treu in sichrer Hut;
Waren's auch keine Nachtigallen,
Ihm war ihr Lied doch lieblich Schallen.

Wie nur ein Vöglein flügge ward,
Gleich nahm er's aus besorgt und zart,
Und trug's der freien Luft entgegen,
Daß es die Flüglein lerne regen.

Doch dünkt' ihm noch zu kahl die Au,
Und Wind und Wetter noch zu rauh,
So hegt' er's in den warmen Händen,
Bis sich die Jahrszeit würde wenden.

Da gab's nun einmal schlimme Zeit
Voll Noth und Klag' und Fährlichkeit;
Wer hatt' in solchem Sturmgedränge
Ein Ohr für schlichte Waldgesänge?

Die Luft war dick erfüllt mit Qualm,
Das Feld erscholl von Schlachtenpsalm:
Für Rab' und Geier ein Ergetzen,
Für Lerch' und Sprosser ein Entsetzen.

Da ward dem Manne schwer zu Muth,
Verkommen ließ er schier die Brut,
Ein Pärchen kaum zur Zucht im stillen
Bewahrt' er um der Zukunft willen. —

Und endlich schien's — Gott sei gelobt! —
Als hätt' es langsam ausgetobt,
Als kehrt' in's Land die Ruhe wieder,
Ein neuer Lenz für neue Lieder.

Allein der Mann, voll Sorgsamkeit,
Glaubt immer, es sei noch nicht Zeit,
Und zagt trotz allem Duft und Schimmer
Für seine Nestlinge noch immer.

Nun endlich öffnet er die Hand,
Mit der er lang sie fest umspannt; —
Anstatt daß ihn ihr Flug entzückte,
Bemerkt er, daß er — sie erdrückte!

ALBUM LYRIQUE

DE LA

FRANCE MODERNE

PAR

EUGÈNE BOREL.

[illegible]

[illegible]

Bernhard und seine Kinder.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Seidl, Johann Gabriel,

Natur und Herz (lyrische Nachlese)

Stuttgart 1853